

# Diakonische Existenz zwischen Rettungshaus und Großindustrie Eine Familie in Gustav Werners (1809-1887) Bruderhaus

*Walter Göggelmann*

## I. Einleitung

Der Armut Hoffnung entgegenzusetzen, bei den Ärmsten der Armen anzufangen und ihnen Brot und Heimat zu geben; verbindliches Christentum zur Tat werden zu lassen und dafür Frauen und Männer zu gewinnen – um den richtigen Weg zu solchen Zielen müssen die Gründer-Väter und -Mütter der Diakonie im 19. Jahrhundert in Deutschland ringen. Es gilt, Grundentscheidungen zu treffen um Hoffnung und soziale Formen, um Zielgruppen und Mitarbeitende, um Standorte und um Mittel zum Leben und Überleben.

Gustav Werner (1809-1887) und sein im schwäbischen Reutlingen aufgebautes Diakoniewerk knüpfen mit ihrer Motivationsgrundlage an bei der Hoffnung auf das Reich Gottes in einem im Jetzt und Hier zu realisierenden Modell. Liebe, Gerechtigkeit und Haushalterschaft – der pflegliche Umgang mit Ressourcen –, aus Gottes Liebe fließende Tugenden, sollen dieser Hoffnung im Zusammenleben mit den Ärmsten Gestalt geben. Ein Lebensbereich nach dem anderen, von der Familie bis zur Großindustrie, soll so für das Reich Gottes gewonnen werden. Die Keimzelle dieser eschatologischen wie sozialen Entwicklung sollen das „Haus Werner“ und seine „Hausgenossen“ bilden, eine dem alten Großfamilienmodell des „ganzen Hauses“ nachempfundene diakonische Gemeinschaft als personelles Tragegerüst eines mit Waisenkindern ab 1840 begonnenen „Rettungshauses“<sup>1</sup>.

Die damit verbundenen Grundsatzentscheidungen aber müssen nicht nur von den Gründer-Vätern und -Müttern „im ersten Glied“ getroffen werden. Die Frauen und Männer in der zweiten Reihe müssen sie mittragen, umsetzen, weiter entwickeln und schließlich vor Gott und Menschen mitverantworten. Denn die Überlegungen, Entscheidungen und Leistungen dieser Frauen und Männer bestimmen die diakonische Entwicklung ebenso nachhaltig wie die der Gründer und Gründerinnen mit den großen Namen.

---

<sup>1</sup> Vgl. zu „Hoffnung“ und „ganzem Haus“ Gerhard K. Schäfer: Gustav Werners Ringen um eine soziale Reformation, in: Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Württemberg (Hg.) : Der Rede wert. Beiträge zur Arbeit der Diakonie, Stuttgart 2000, 5-15. Walter Göggelmann: Dem Reich Gottes Raum schaffen, VDWI 31, Heidelberg 2007. Ders.: Ein Haus dem Reich Gottes bauen, VDWI 32, Heidelberg 2007. Zur Rettungshausbewegung vgl. ders. und Annette Noller: Hausgenossenschaft, Industrieschule und Maschinenfabrik. Diakonische Konkretionen einer Theologie des Reiches Gottes bei Gustav Werner (1809-1887), in: Dietmar Kauderer (Hg.): Forschungswerkstatt Diakonie, DWI-Jahrbuch Bd. 42, Heidelberg 2011, 104-131.

Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen soll ein solches Ehepaar stehen: Ferdinand (1823-1911) und Sophie Fenchel (1832-1904)<sup>2</sup>, eine aus dem Handwerker- und Kaufmannsbürgertum Heilbronn stammende Kaufmannsfamilie. Im Sommer 1856 in das von Gustav Werner 1840 gegründete Diakoniewerk und die diakonische Gemeinschaft der „Hausgenossen“ eingetreten, verkörpern und verbinden beide größte Loyalität zum Gründer mit einem Stück Außensicht auf sein Werk mit seinen Stärken, wie seinen Schwach- und Bruchstellen. Ihre im Folgenden zu beleuchtenden Biografien im „Bruderhaus“ - der Name des Werks seit 1851 – versprechen erweiterte Einblicke in theologisch-sozialethische wie strukturelle Probleme des Werks:

Ferdinand Fenchel ist der einzige Hausgenosse, dem „Vater Werner“ ein umfassendes Verständnis für seine Reich-Gottes-Hoffnung und deren Realisation im Bruderhaus attestiert<sup>3</sup>. Entsprechend hoch sind seine Anteile auch an der geistlichen Entwicklung der Hausgenossenschaft, aber auch an der Rettung des 1861ff von der Insolvenz bedrohten Gesamtwerks.

Beide Partner vertrauen ihren geheimen Tagebüchern ihre Nähe zur Gustav Werners Reich-Gottes-Hoffnung wie die damit verbundenen Schmerzen und Anfechtungen an.

Ferdinand Fenchel ist als profiliertester und verdientester „Hausgenosse“ dem Rettungshaus wie dem Industrieflügel des Bruderhauses gleich eng verbunden. Und ausgerechnet er und seine Frau steigen nach zwei Jahrzehnten aus dem Werk aus. Und Ferdinand macht dazu noch in der Großindustrie Karriere!

Auf ganz unterschiedliche Weise mischen und brechen sich bei den beiden Ehepartnern die Loyalität – schon fast Hörigkeit – zu „Vater Werner“ mit Zweifeln und Leiden an der von ihm beanspruchten prophetischen Sendung, an der letztlich die innere Statik seines Werks hängt.

Ihr Ausscheiden aus dem Werk setzt nicht nur für ihre eigenen Biografien einen entscheidenden Meilenstein, sondern auch einen Markierungspunkt für Gustav Werner und sein ganzes Werk. Warum aber wird diese Entwicklung – trotz der darin enthaltenen theologisch-frömmigkeitlichen und strukturellen kritischen Punkte! – von allen Beteiligten totgeschwiegen<sup>4</sup>. Warum schließt die von den Hausgenossinnen Nane (1828-1896) und Lotte Merkh (1839-1925) voran getriebene Traditionsbildung dieses verdiente Ehepaar aus der Geschichte des Bruderhauses aus<sup>5</sup> Und warum sind bei den Ehepartnern, die „danach“

---

<sup>2</sup> Zur Biografie beider Ehepartner vgl. unten Abschnitt II. Zur Kurzbiografie vgl. Gerhard K. Schäfer: Dem Reich Gottes Bahn brechen. Gustav Werner (1809-1887) Briefe, Predigten, Schriften in Auswahl, Stuttgart 1999, Nr. 210, 529, Anm.3.

<sup>3</sup> Vgl. u. Abschnitt III.

<sup>4</sup> Vgl. u. Abschnitt V.

<sup>5</sup> Vgl. dazu GöggeImann, Ein Haus 268ff. Ders.: Frauen in Gustav Werners Bruderhaus gestalten Diakonie, VDWI 54, Leipzig 2015, 81ff.

keineswegs mit Gustav Werner und seiner Frömmigkeit brechen, die in der Bruderhauszeit erkämpften Bewältigungsmuster nicht mehr zu finden?<sup>6</sup>

Als Quellen sind neben Ferdinand Fenchels gedruckten „Erinnerungen an Vater Werner“, sein „Gedenkbuch“ und seine „Betrachtungen zu Bibeltexten“, seine Tagebücher sowie das Tagebuch der Sophie Fenchel zugänglich<sup>7</sup>, dazu ein wichtiger Brief Gustav Werners an Ferdinand Fenchel.<sup>8</sup> Der gesamte erhaltene Nachlass von Ferdinand und Sophie Fenchel befindet sich im Stadtarchiv Reutlingen<sup>9</sup>.

In den nun folgenden Abschnitten sollen biografische Stationen (II), die Adaption von Gustav Werners Hoffnungshorizont durch Ferdinand und Sophie Fenchel (III), das Verhältnis beider zu „Vater Werner“ (IV) und die Konflikte um ihr Ausscheiden aus dem Werk (V, VI) skizziert werden. Ein Schlussabschnitt (VII) greift ausgewählte Fragen für die Zukunft des Werks auf.

## II. Bausteine zu einer diakonischen Familienbiografie

Die Familienbiografie der Fenchels hat ihre Schwerpunkte zweifellos im Bruderhaus Gustav Werners. Die darauf hin führenden Prägungen sowie die Bewährung des dort Erarbeiteten in der Großindustrie finden in dieser Skizze Berücksichtigung im ständigen Bezug auf den beiden Partnern gemeinsamen diakonischen Lebenszweck. Beide Partner, bürgerlichen Familien im schwäbischen Heilbronn entstammend, erhalten sich stets einen Rest von „Kleinfamilie“, ordnen aber in jedem Fall die Erfordernisse ihrer privaten Existenz den Belangen der Reich-Gottes-Hoffnung, des „Hauses Werner“ und der „Hausgenossenschaft“ unter. Die dabei entstehenden Abhängigkeiten, und Bewältigungsmuster als Preis für die Loyalität zu Gustav Werner und seinen Zielen werden als Bedingungen akzeptiert, Konflikte allenfalls den Geheimtagebüchern beider anvertraut.<sup>10</sup>

Die folgenden Daten sind zum größten Teil aus autobiografischen Rückblicken beider Partner gewonnen<sup>11</sup>:

<sup>6</sup> Vgl. u. Abschnitt III.

<sup>7</sup> Sophie Fenchel: Tagebuch 1861/62, (hs/transskrib. masch.), Stadtarchiv Reutlingen (StART) Nachlass Fenchel, Bestand 010/33+34; Archiv der Bruderhausdiakonie (ABD) A 010/023. Ferdinand Fenchel: Gedenkbuch 1855-1867. Betrachtungen zu Bibeltexten zur Erinnerung an meine Schwiegermutter Pauline Borst, geb. Rathfelder, und zur Ehre meiner seligen Eltern, ABD A 010/025

<sup>8</sup> Vgl. Schäfer, Reich Gottes Nr. 210, 529f.

<sup>9</sup> StA Reutlingen Bestand 010. Die Briefe von Sophie Fenchel aus den Lazarettzügen aus dem Frühjahr 1871 an die Familie sind abgedruckt bei Walter Göggelmann: Gerechtigkeit und Frieden schaffen, VDWI 38, Heidelberg 2009, Nr. 20, 190-198.

<sup>10</sup> Vgl. o. Anm. 7.

<sup>11</sup> Vgl. auch u. Abschn. VI.

Als Sohn des Nagelschmiedes Johann Gottlieb Fenchel und der Juliane Sibylle, geb. Belser, am 23.2.1823 in Vaihingen/Enz geboren, wächst Ferdinand Fenchel in einem Handwerkerhaus auf. An den Besuch eines Lehrerseminars oder gar den Einzug ins Tübinger „Stift“ ist nicht zu denken. Als er eine fünf Jahre dauernde kaufmännische Lehre abschließt, ist der Vater schon drei Monate tot. Fünf weitere Jahre arbeitet Ferdinand Fenchel in einem Handelshaus in Heilbronn<sup>12</sup>. In dem allem erkennt er selbst sein ganzes Leben lang Gottes spezielle Führung. Die Mitgliedschaft in der Heilbronner Turnerschaft, die Teilnahme an der badischen Erhebung 1848, die Gefechte bei Hirschhorn, Waghäusel und Rastatt einschließlich der darauf folgenden Kerkerhaft, im Rückblick eher randständig erwähnt, bilden für Ferdinand Fenchel davon keine Ausnahme<sup>13</sup>.

Zwei Entscheidungen der Jahre 1851 verändern sein Leben für immer: Die Eheschließung mit Wilhelmine Sophie Schopf am 11. November 1851 in Heilbronn und der 1851/52 beginnende Kontakt zu dem Reiseprediger Gustav Werner aus Reutlingen.

Sophie Schopf wird am 11. November 1832 in Heilbronn geboren als zweites von dreizehn Kindern des Johann Jakob Konrad Schopf, Posamentier in Heilbronn, und der Johanna Christine, geb. Roth. Sieben der dreizehn Geschwister sterben im Kindesalter.

Bereits mit 15 Jahren muss sie den Verantwortungsbereich der verstorbenen Mutter an 8 unversorgten Geschwistern und im Ladengeschäft übernehmen – eine Prägung, die bleibt<sup>14</sup>. Aus der mit dem Kaufmann Ferdinand Fenchel geschlossenen Ehe gehen vier Kinder hervor. Eine Tochter stirbt im Kindesalter, ein Sohn während seiner Studentenzeit<sup>15</sup>.

Während der Tätigkeit im Schopfschen Posamentiergeschäft in Heilbronn<sup>16</sup> wird Ferdinand von der Botschaft des Reisepredigers Gustav Werner vom Reich Gottes und dessen Realisation in der Liebe zu den Ärmsten getroffen. Geradezu elektrisiert, fühlt er sich von Gott „auf eine neue Stufe geführt“. Nach hartem Ringen geben Ferdinand und Sophie Fenchel ihre Verantwortung für „Schopf und Fenchel“ auf und die im Sinne Gustav Werners begonnene Arbeit mit Kindern an Ferdinands Schwester weiter, ziehen mit den Kindern Gustav und Gotthilf nach Reutlingen und werden „Hausgenossen“. Ferdinand Fenchel übernimmt das bisher von Nane Merkh (1828-1896) geleitete Strickwarengeschäft in der Reutlinger Einkaufsstraße, die einzige einigermaßen zuverlässige Einkommensquelle des Werks. Sophie

<sup>12</sup> Diese Daten finden sich in: Ferdinand Fenchel: Ein Wort von FF, im engeren Kreis seiner Vaterstadt gesprochen, Vaihingen im April 1855, gedruckt u. als Broschüre verkauft zur Rettung des Geschäfts einer Witwe mit vier Kindern, StA RT 010/10, 4-7.

<sup>13</sup> Ein Porträt zeigt ihn ca. 1846 als Mitglied des „Sportvereins Revolution“, Stadtarchiv Heilbronn (StAHN) E 005-1509-0. Vgl. weiter StART 010/8, 8 +10. Am 21. Juni 1849 müssen sich die badischen Freischärler den preußischen Truppen geschlagen geben.

<sup>14</sup> Vgl. Erinnerungen von Sophie Fenchel, StA RT 010/34 (tr./masch.), 21, 36, 54, 62, 64f. Grabrede vom 5.3.1904 in Scheer, StA RT 010/39, 5, 11f.

<sup>15</sup> Vgl. StART 010/39, 12.

<sup>16</sup> Vgl. StART 010/ 8, 1; 3.

tritt eine Hausmutterstelle in der „Mutteranstalt“ in Reutlingen an. Bald wird Ferdinand zum Vertrauten von „Vater Werner“<sup>17</sup>.

Zwischen 1861 und 1864 leitet Ferdinand die Handwerker- und Ausbildungsgemeinschaft in Freudenstadt, den sensibelsten Außenposten des Bruderhauses. Nach dessen Aufgabe muss er wöchentlich zwischen Freudenstadt und Reutlingen pendeln, um die dort anstehende „gerichtliche Vermögensuntersuchung“ des in Insolvenznote geratenen „Hauses Werner“ vorzubereiten<sup>18</sup>. Noch fünf Jahre – bis Februar 1870 – führt die Familie Fenchel den Rest der „Anstalt“ als „Factory zum Bruderhaus“ in Freudenstadt weiter.<sup>19</sup>

Nach dem Umzug der Familie Fenchel nach Reutlingen am 10. Februar 1870 ist Ferdinand Fenchel kaufmännischer Direktor der „Maschinenfabrik zum Bruderhaus“ in Reutlingen<sup>20</sup>. Im selben Jahr trifft die Nachricht vom tödlichen Unfall von Carl Lutz, Sophie Fenchels Schwager,<sup>21</sup> ein. Im November fällt Fähnrich August Eisenlohr, der Verlobte der Tochter Elise (\* 1852) im deutsch-französischen Krieg<sup>22</sup>. Sophie Fenchel tut ab August 1870 ihren Dienst im Reutlinger Lazarett<sup>23</sup>. Nach der „Kaiserausrufung“ am 18. Januar 1871 ist sie für neunzehn Tage und Nächte ununterbrochen auf der Doppelfahrt eines Lazarettzuges zur Rückholung verwundeter deutscher und französischer Soldaten aus Frankreich. Dafür erhält sie umfängliche Ehrungen<sup>24</sup>. Bereits im September 1871 erliegt die noch nicht achtjährige Tochter Amalie einem von französischen Waisenkindern ins Bruderhaus eingeschleppten Infekt<sup>25</sup>.

Was sich nun nach sechs weiteren Jahren Tätigkeit von Ferdinand Fenchel im Bruderhaus wie ein Stellenwechsel ausnimmt, wird für ihn und seine Familie zum zweiten Wendepunkt: „In diese Zeit hinein senkte sich der tiefste Riß in meinem Leben“ - der Rückblick aus dem Jahr 1906, der ja auch den Tod von zwei Kindern einschließt, nimmt sich da eher unterkühlt

<sup>17</sup> Vgl. Ferdinand Fenchel: Ein Wort an die Brüder, StA RT 010/10, 9f, 12f; 010, Vgl. weiter StA RT 010/30 (ohne Seitenzahlen). Vgl. weiter Nane Merkh, Einige Züge aus der Geschichte des Bruderhauses, Reutlingen 1881, 96f. Der Handelsverein Heilbronn verzeichnet 1856 das Erlöschen des Schopf-Fenchelschen Strickwarengeschäfts (StAHN D 100 – 20), 1853 den Kauf des Feierabendschen Gartens samt Gartenhaus durch Ferdinand Fenchel (StA HN A 006 – 145). und am 16.5.1854 die Eröffnung einer Kleinkinderschule nach Fröbelschen Grundsätzen (StAHN ZS – 8702) und am 2.1.1862 den Verkauf des Anwesens an „Stadtschäfer Kollmer“ (StA HN ZS – 9584). Vgl. zu weiteren biografischen Details Paul Krauss: Ferdinand Fenchel, In: Das Bruderhaus Nr. 47 Reutlingen Dez. 1960, S.8ff.

<sup>18</sup> Zum Freudenstadter Experiment und zur drohenden Vermögensuntersuchung vgl. Göggelmann, Ein Haus S. 113-116.

<sup>19</sup> Vgl. Ferdinand Fenchel an Nichte Elise, 1./3. 2. 1906, StART 010/23 (tr./masch.) 5f; 8; 11f. Ferdinand Fenchel, Gedenkbuch ABD A 010/019, 64; 68; 74.

<sup>20</sup> Vgl. Tagebuch der Tochter Elise Fenchel, ABD A 010/028, 19.

<sup>21</sup> Vgl. ABD A 019/019, 17. Vgl. weiter StART 010/23, 2f.

<sup>22</sup> Vgl. ABD A 010/022, 8f.

<sup>23</sup> So Tagebuch der Tochter Elise ABD A 010/028, 12.

<sup>24</sup> Vgl. StART 010/23 10 u. Beil. zu ABD A 010/024. vgl. zum Gesamtzusammenhang Göggelmann, Gerechtigkeit und Frieden schaffen, 103-106, dort auch weitere Fundstellen sowie die Briefe von Sophie Fenchel aus Frankreich (Dokumentation Nr. 20, 190-198).

<sup>25</sup> Vgl. ABD A 010/024 (ohne S.).

aus: Zum 1. April 1877 kündigt Ferdinand Fenchel nach schweren inneren Kämpfen seine Direktorenstelle in der Maschinenfabrik. Bereits zum 1. Juli tritt er die kaufmännische Direktorenstelle in der „Maschinenbaugesellschaft Heilbronn“ an: „Der Strudel riß mich nach oben...“<sup>26</sup>. Noch für zwei Jahrzehnte – bis zu seinem 75. Lebensjahr! – trägt er die wirtschaftliche Verantwortung für die Produktion von Lokomotiven, Straßenwalzen und landwirtschaftlichen Geräten.

Auch nach dem „tiefsten Riß“ fühlen sich Ferdinand und Sophie Fenchel „Vater Werner“ und seiner Sache eng verbunden. Doch die Entscheidung von 1877 ist endgültig, und das bleibt sie, auch nach dessen Angebot einer Direktorenstelle 1879 im Gesamtwerk. In dasselbe Jahr fällt der Suizid des Sohnes Gotthilf<sup>27</sup>.

Am 4. August 1897 tritt Fenchel zusammen mit seiner Frau in Scheer bei Saulgau im schwäbischen Oberland nahe bei der Familie seiner Tochter Elise Schaal seinen tätigen Ruhestand an.<sup>28</sup> Nach der Goldenen Hochzeit im Jahr 1901 bleiben Sophie noch drei Lebensjahre. Am 2. März 1904 verstirbt sie in Scheer. In den folgenden Jahren findet Ferdinands bilanzierendes Nachdenken seinen Niederschlag in Briefen an seine Nichte Elise. Am 18. Mai 1911 verstirbt er in Scheer.<sup>29</sup>

### III. „...dass in unserer Sache alles enthalten ist, was wir jetzt bedürfen...“,

schreibt Ferdinand Fenchel dreieinhalb Jahre vor seinem Eintritt ins Bruderhaus an „Vater Werner“. Dem „Berg, von welchem Hilfe kommt“, dem „Zion, von welchem das Gesetz ausgehen soll“<sup>30</sup> vergleicht er in alttestamentlichen Bildern die große Hoffnung auf das Reich Gottes jetzt und hier, das im „Haus Werner“ in einer helfenden Lebensgemeinschaft mit Armen seine soziale Form findet. Dieser umfassende Hoffnungshorizont macht ihn gewiss: *Jetzt* ist die große Zeit, Entscheidungszeit im eschatologisch-heilsgeschichtlichen Sinn. Von diesem Tatimpuls des „Wartens auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt“<sup>31</sup>, lassen sich auch Ferdinand und Sophie Fenchel durch Gustav Werner in besonderer Weise anstecken<sup>32</sup>. Doch so profilierte Hausgenossen übersetzen während eines

<sup>26</sup> Vgl. Ferdinand Fenchel an Nichte Elise 1./3. 2. 1906, StART 010/23, 10ff.

<sup>27</sup> Vgl. zu den einzelnen Stationen ebd. S. 12. Zur Beschaffung von Cyankali durch Sohn Gotthilf vgl. den Brief der Burschenschaft Alemannia in Speyer aus dem Jahr 1879 (ohne Datum) Beil. Zu ABD A 010/024.

<sup>28</sup> Vgl. ebd. S.12.

<sup>29</sup> Vgl. ABD A 010/039 und StART 010/26.

<sup>30</sup> Zu den Zitaten und weiteren Fundstellen vgl. GöggeImann, Ein Haus 146; 291. Zu den biblischen Assoziationen vgl. Psalm 121,1; Jes 2,3.

<sup>31</sup> Vgl. 2. Petrus 3,13 Zu Einzelheiten und Auswirkungen dieser Erwartung vgl. GöggeImann, Reich Gottes 93ff.

<sup>32</sup> Vgl. die Reflexe der Briefwechsel zwischen Gustav Werner und Ferdinand Fenchel vom 18.11.1852 und vom 22.12.1852 in: Erinnerungen an Vater Werner aus Briefen von Ferdinand Fenchel, ABD A 010/020, 1ff (tr).

Vierteljahrhunderts Nähe zu Gustav Werner eine solche Hoffnung auf ihre ganz eigene Weise in ihr eigenes „verbindliches Christentum“ und in ihren diakonischen Alltag. Ihre empfindlichen Gewissen müssen das alles im Angesicht der Not wie der unklaren Strukturen des Bruderhauses verarbeiten<sup>33</sup>. Dabei treten die Stärken, besonders aber die Schwächen des „Systems Werner“ offen zu Tage. Den besonderen Auswirkungen dieses Systems auf die beiden Biografien soll im Folgenden nachgegangen werden.

## 1. Das Reich Gottes kommt mit Macht

„Sein Wille ist, dass Er das Reich wieder einnehme, das Ihm durch List und Trug des Teufels geraubt worden... Er nimmt Sein Reich ein durch Untertanen, die Seine Wege gehen“, oder das christologische Äquivalent vom „König der Gerechtigkeit“<sup>34</sup> - Ferdinand Fenchel folgt bis in die Diktion hinein seinem Lehrer Gustav Werner.

Bei der daraus folgenden diakonischen Aufgabenbeschreibung bedient sich Fenchel biblischer „Entsprechungen“: Seine Gemeinde soll „die Reiche dieser Welt einnehmen“<sup>35</sup>. Besonders in der Arbeitswelt der „Industrie“ müsse die „seufzende Kreatur erlöst“ werden von der „Schwerarbeit“<sup>36</sup>. Überhaupt sollen durch die Kräfte der Liebe und der Gerechtigkeit, der „göttlichen Tugenden“, alle Bereiche der Welt eine Transformation erfahren: „Zion soll durch Recht erlöst werden“<sup>37</sup>. Mit Hilfe der Denkfigur von Emanation und Remanation, dem Fluss der Liebe Gottes durch die Welt und deren Umgestaltung zum Reich Gottes<sup>38</sup> gewinnt er – ganz wie sein Lehrer – seine diakonischen Handlungsimpulse<sup>39</sup>.

Wo in Bezug auf die diakonischen Impulse und deren Realisationsbedürftigkeit im Jetzt und Hier breite Übereinstimmung besteht, fällt die Grunddifferenz umso mehr ins Auge: Während Werner bei allen Realisationen dieser Hoffnung im Werk weitgehend ohne schriftlich fixierte Ordnungselemente und Statuten auskommen will, erkennt der Kaufmann Fenchel schmerzlich die Struktur- und Ordnungsdefizite auch als theologisch-sozialethisches Grundproblem. Vollends im Zusammenhang mit der Umwandlung des Werks in einen Aktienverein im Jahr 1866 hat er unter der diesbezüglichen Beratungsresistenz von „Vater Werner“ zu leiden. In einem persönlichen Gebet formuliert er die Bitte um Erkenntnis für „Ordnungen, auf denen

<sup>33</sup> Dieser Name für das „Haus Werner“ bürgert sich ab 1851/53 ein.

<sup>34</sup> Ein Wort von Ferdinand Fenchel (1.4.1855), StART 010/10, 43.

<sup>35</sup> So in: Zur Erinnerung an meine Schwiegermutter Pauline Borst, geb. Rathfelder (Okt. 1865 -. Juni 1867) ABD A 010/025, 9f. (tr.). Gedenkbuch 2.10.1861, ABD A 010/019, 74.

<sup>36</sup> Vgl. Zur Erinnerung an meine Schwiegermutter ABD A 010/025, 79. Gedenkbuch ABD A 010/019, 46. Göggelmann, Reich Gottes 193.

<sup>37</sup> Zit. aus Jes 1, 27. Vgl. Gedenkbuch 9.5.1861, ABD A 010/019, 45. Göggelmann, Reich Gottes 208.

<sup>38</sup> So: Erinnerungen an die Schwiegermutter ABD 010/025, 40; 54.

<sup>39</sup> Zur Denkfigur vgl. Göggelmann, Reich Gottes 31ff.

wir das Reich Gottes, wenn es auch die äußeren Verhältnisse umfassen soll, als auf Trägern und Grundpfeilern aufzurichten haben“<sup>40</sup>.

Der in dieser mit dem „Vater“ nicht diskutierbaren Grunddifferenz verborgene Sprengstoff lässt sich ahnen.

## 2. Das „Haus Werner“ und die Heilsgeschichte

Der „Hausgenossenschaft“ kommt für Gustav Werner wie Ferdinand Fenchel die Rolle der zentralen eschatologisch-heilsgeschichtlichen Mustergemeinde für das Industriezeitalter zu. Gott hat dieser Gemeinde ihren Platz angewiesen „in der Mitte der Menschheit“ und ihn verbunden mit der Aufgabe, „die Grundsätze seiner Wahrheit, seiner Liebe und seiner Gerechtigkeit in Wort und Leben zu verkünden“. Hier ist der „geistige Zion“, der Beginn des Reiches Gottes in diesem geplagten Jahrhundert.<sup>41</sup>

Und wieder hat Fenchel differenziertere soziale Realisationsformen im Blick: „Dem Geiste Jesu...freien Spielraum lassen“, aus Gottes- und Nächstenliebe „kein Gebot machen“ - das heißt für ihn: den einzelnen Personen in der Hausgenossenschaft volle Entscheidungsfreiheit lassen – gänzlich ohne jede moralische Nötigung. Wenn Ordnungsstrukturen nötig sind, soll gelten: „Nur die Gemeinde im Ganzen kann sich selber gewisse Punkte auferlegen“<sup>42</sup>. In dieser Gemeinde als dem Leib Christi hat das Doppelgebot der Liebe Vorrang, nötigt dann aber auch zu angemessenen eigenen Ordnungen. Liebe und Gerechtigkeit traut er die Tauglichkeit als Maßstäbe zu. Das haben alle zu beherzigen, die „an die Spitze der neuen Gemeinde berufen sind“. Ferdinand Fenchels eigene Akzente nehmen Konturen an!<sup>43</sup>

## 3. Frömmigkeitsprofil und diakonische Motivation

In der Gewissheit, dass sie von Gott „berufen“ sind an diesen in der Heilsgeschichte des 19. Jahrhunderts einmaligen Platz, wollen Ferdinand und Sophie Fenchel „Gott dienen“, das heißt: „den Zwecken seiner Liebe dienen, denn Gott ist die Liebe, und zwar ist diese Liebe solcher Art, dass sie gar nicht, auch nicht im geringsten, an sich selbst denkt... Nur wenn wir so sind, haben wir teil an Christus, dann kann Gott das Seine auf uns übertragen“<sup>44</sup>. Das verbindet die

<sup>40</sup> So in: Erinnerungen an die Schwiegermutter, ABD A 010/025, 62, vgl. 79.

<sup>41</sup> So ebd. 8; 81; 101; 104.

<sup>42</sup> So in: Erinnerungen an die Schwiegermutter, ABD A 010/025, 104.

<sup>43</sup> Vgl. ebd. 102f. Gedenkbuch 31.10 1855, ABD A 010/019, 3 (tr.). Vgl. zum Problem bei Gustav Werner: Göggelmann Reich Gottes 119ff; 153ff.

<sup>44</sup> Gedenkbuch 13.1.1861, ABD A 010/019, 8.

Ehepartner mit einander und mit dem Bruderhaus „im Dienst des Herrn“<sup>45</sup>. Wozu hätte Gott sonst diese seine Gemeinde „aus dem Nichts gezogen“! Dazu hat er uns „erwählt“, so will er „durch uns sein Reich aufrichten“<sup>46</sup>. Diese „Berufung“ konkretisiert sich für sie in einem jeweils „von Gott selbst geordneten Wirkungskreis“<sup>47</sup> - zum Beispiel 1861 in der Erwerbskommunität in Freudenstadt. Doch bereits hier schleicht sich mit der Angst, an dieser heilsgeschichtlichen Aufgabe zu versagen, das Konditional ein: „Soweit wir uns hergeben zu dem Werk, das Er uns anvertraut hat, soweit läßt Er es uns gelingen; Er will nichts als eine völlige Übergabe aller unserer Kräfte an Ihn.“ Nur so entspricht es der alleräußersten „Haushaltertreue. „Wenn Du treue Knechte findest, so kannst Du Deine Menschheit retten, wenn nicht – nicht!“<sup>48</sup> Das ganze heilsgeschichtliche Schwergewicht dieser Entscheidungszeit lastet auf diesen Schultern! In der Hausgenossenschaft handhabt man täglich das „Bibellos“ - Gotteszeichen, besonders in hervorgehobenen Situationen, durch die Er seine direkte Leitung zu erkennen gibt! Als Hilfe bei der Entscheidungsfindung in Krisensituationen offenbart die Praxis ihre ganze Problematik. Was hilft da zu der Gewissheit, dass man wirklich auf dem richtigen Weg ist? Die Einzelheiten der Lospraxis sind vorausgesetzt, nirgends erläutert, die Überschneidungen mit der Praxis der Herrnhuter erschließen sich dabei ebenso wenig<sup>49</sup>. Die Lose werden von dem/der Betroffenen für sich selbst oder auch für andere gezogen, auch zum Beweis der geschwisterlichen Fürsorge. Wer die Sprüche wie zusammenstellt, bleibt im Dunkeln. Ein Beispiel für die Handhabung: Als sich am 26.3.1861 für „protestierte Wechsel“ des hoch verschuldeten Bruderhauses plötzlich eine Deckung findet, kann Ferdinand Fenchel nach der Ziehung eines Bibelloses erleichtert fragen: „Hat der Herr noch nicht genügend Beweis gegeben?“ Die Rolle des Interpretierenden und zahlreiche weitere Zufallskomponenten mehr werfen natürlich die Fragen nach der Instrumentalisierung von Bibeltexten, nach deren magischem Verständnis wie nach Gottesbildern auf und bringen die Grenzen zu Orakeltechniken ins Fließen. Doch Vaters Autorität bürgt auch für Fenchels für die Verlässlichkeit dieser Praxis.<sup>50</sup> Das feste Vertrauen, durch dieses Instrumentarium selbst ein direktes Werkzeug der Liebe Gottes zu werden, ist bei ihnen nie offen erschüttert: Das Leben an dieser „kurzen Leine“ – Gottes oder Gustav Werners? – wird mit der gleichen Selbstverständlichkeit

<sup>45</sup> So ebd. 1.8.1856, ABD A 010/019, 70.

<sup>46</sup> So ebd. 12.3.1861, ABD A 010/019, 27.

<sup>47</sup> So ebd. 10.2.1861, ABD A 010/019, 19.

<sup>48</sup> Ebd. 11.6.1869, ABD 010/019,55; 4.7.1861, 5. Vgl. Göggelmann, Ein Haus 293

<sup>49</sup> Zu Entstehung und Praxis der Herrnhuter Losungen vgl. Erich Beyreuther: Lostheorie und Lospraxis, in: Studien zur Theologie Zinzendorfs. Ges. Aufsätze Neukirche/nVluy 1962, 109-139. Heinz Renkewitz: Die Losungen, Hamburg 2. Aufl. 1967. Erika Geiger: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Der Erfinder der Herrnhuter Losungen, Holzgerlingen 2002. Ralph Ludwig: Der Herrnhuter. Wie Nikolaus Ludwig von Zinzendorf die Losungen erfand, Berlin 2009. Peter Zimmerling: Die Losungen. Eine Wirkungsgeschichte durch die Jahrhunderte, Göttingen 2014.

<sup>50</sup> Vgl. dazu Göggelmann, Reich Gottes 119ff.

angenommen<sup>51</sup>. Jedenfalls spiegelt sich die ständige Spannung, unter die das System Werner die Hausgenossen setzt, auch in dieser Lospraxis. Dass Gott zuerst „läutern“ und „reinigen“ muss, damit er in seinen Dienst nehmen kann; dass Gott so seine Ehre wahrt und zeigt, dass „Er im Regimente sitzt“<sup>52</sup>, ist ohnehin durch die emanatistische Theologie Gustav Werners vorgegeben und so Gemeingut der Hausgenossen.<sup>53</sup> Krisensituationen in Familie und Werk lassen die Tiefe der Ängste und Spannungen ahnen: Unter den drückenden Schwierigkeiten in Freudenstadt meditiert Ferdinand Fenchel 1862 in sein nächtliches Gedenkbuch hinein: Gott lässt uns machen, solange er uns brauchen kann. „Er pflückt uns, wie man eine Frucht pflückt, die reif ist“<sup>54</sup>. Gottes Liebe und die Hoffnung auf sein Reich – dominiert von Versagensängsten? Das aber betrifft besonders die Hausgenossenschaft mit ihrem heilsgeschichtlichen Auftrag: „Warum hast Du uns so weit sinken lassen, dass uns der Gehorsam fast zur Unmöglichkeit geworden ist?“ Solche Zustände in der Gemeinde müssen ja Gottes Gericht geradezu herausfordern<sup>55</sup>! Vollends die drohende Umwandlung des Werks in einen „Aktienverein“ ruft bei Ferdinand Fenchel apokalyptische Bilder hervor: Ohne Gericht ist keine Rettung mehr möglich, denn „der König der Gerechtigkeit mit seinem Gesetz der Liebe ist verworfen von diesem Geschlecht. Selbst in der Mitte unserer Sache soll nun durch die erhaltenen Direktoren (sc. des Aktienvereins. Der Autor) der Eigennutz als Triebfeder eingerichtet werden. Das ist Beweis genug, wie tief wir gesunken sind und wie tief unsere Sache vor dem Herrn in den Staub erniedrigt worden ist“<sup>56</sup>. Eigennutz und Rentabilitätsprinzip statt Gottes Liebe zu den Ärmsten, kapitalistisches Teufelswerk, wo dem „König der Gerechtigkeit“ sein Thron hätte aufgerichtet werden sollen – das bedeutet einen Blick in apokalyptische Abgründe. Das Versagen des Werks der Liebe – selbst an den vom „Vater“ aufgenommenen Krediten! – nimmt Ferdinand Fenchel als persönliche Sündenlast auf sein Christenherz. Gottesbild und Menschenbild, Gottes Führung und menschliches Versagen, Reich-Gottes-Hoffnung und Apokalypsenängste, Ekklesiologie und Eschatologie, Zukunft der Welt und Gottes Gericht: Gustav Werners emanatistische Frömmigkeitsmuster werden von seinem „geistlichen Sohn“ bis in die letzten Tiefen erlitten<sup>57</sup>.

---

<sup>51</sup> Vgl. zum Stichwort und zum Gesamtzusammenhang ebd. 123ff

<sup>52</sup> So Gedenkbuch 21.3.1861, ABD A 010/019, 31f; vgl. Ferdinand Fenchel, Erinnerungen an Vater Werner StA RT 010/20, 7; Erinnerungen an die Schwiegermutter 5.11.1865, ABD A 010/025; ebd. 6.1.1866, 30; 4.2.1866, 45; 20.1.1867, 91. Vgl. weiter Göggelmann, Reich Gottes 73f.

<sup>53</sup> Vgl. Göggelmann, Reich Gottes 125ff; 130ff.

<sup>54</sup> So Gedenkbuch 23.4.1862, ABD A 010/019, 41.

<sup>55</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter 10.12.1865, ABD A 010/025 19f; ebd. 10.1.1866, 31; ebd. 4.2.1866, 45.

<sup>56</sup> Gedenkbuch 5.5.1866, ABD A 010/019 44f.

<sup>57</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter 5.11.1865, („morgens 2 Uhr“) ABD A 010/025, 5a.

#### 4. Anfechtungen

Die vom „Vater“ erwartete Hingabe der Hausgenossen geht an die Grenze der Selbstaufgabe. Die sich oft an Bibellosen festmachenden Spannungen reichen nicht nur in die Tiefe der Personen beider Ehepartner Fenchel, sondern auch in die Tiefe von Gustav Werners emanatistischer Theologie der Diakonie<sup>58</sup>. Ein Austausch darüber ist selbst unter den Ehepartnern nicht möglich. Sie vertrauen sich nur ihren persönlichen Tagebüchern an! So bleiben beide mit ihren ganz eigenen Anfechtungen allein: Vollkommen sollen sie sein, weil Gottes Liebe, in deren Dienst man sich ja gestellt hat, vollkommen ist. Nicht zufällig nehmen in den Krisenjahren 1861f – vor der gerichtlichen Vermögensuntersuchung (1863) – und 1866 – vor der Gründung des Aktienvereins – bei Ferdinand diese Ängste eine besondere Dichtigkeit an.<sup>59</sup> Die Gläubiger üben Druck aus, Ferdinand Fenchel aber sucht den allerletzten Grund bei sich selbst: „Auf meiner und der Meinigen Seite ist viel Sünde“<sup>60</sup>. Dabei kann er angesichts der vielen anvertrauten Menschen nicht mit einer einzigen „Seele vor Gott treten, die ich gerettet habe“<sup>61</sup>. Der Spiegel seiner ständigen peinlichen Selbstprüfung, der ihn Tag und Nacht von allen Seiten umgibt, hält ihm nichts als Mattigkeit, Untreue und Unfähigkeit zum Guten vor. „Ich bin ein unnützer Knecht“, klagt er sich an, als der „Aktienverein“ als Verfassung des Werks nicht mehr zu vermeiden ist<sup>62</sup>. „Ich elender Mensch...“ Wir sind „ein Totenreich im Totenreich“: Mit seiner eigenen Verfallenheit an Tod und Sünde habe er diese Krise der Werner-Gemeinde mit verschuldet!<sup>63</sup> „O Gott, was bist du für ein verborgener Gott...“<sup>64</sup>

Ihr empfindliches Christengewissen, gepaart mit ihrem Reflexionsvermögen lässt Ferdinand und Sophie Fenchel zu Symptomträgern einer Verzweiflung werden, die in Gustav Werners emanatistischer Theologie geradezu unvermeidbar ist<sup>65</sup>.

Nicht die „Last der Schulden“, sondern die „Uneinigkeit der Brüder“ lässt Sophie fürchten, „dass der Herr bis aufs Äußerste seinen Segen entziehen muss... Es muss doch alles weg, was nicht in sein Reich taugt.“<sup>66</sup> Bei Sophie werden in diesem Lebenszusammenhang die Selbstanklagen immer dichter und führen die nächtliche Tagebuchschreiberin in eine fast

<sup>58</sup> Vgl. zum Problem Göggelmann, Ein Haus 275ff.

<sup>59</sup> Vgl. Gedenkbuch 1.2.1861, ABD A 010/019, 14.

<sup>60</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter ABD A 010/025, 55ff. Vgl. Gedenkbuch 1.2.1861 ABD A 010/019, 18; ebd. 21.4.1867, 111. Zum biblischen Bezug vgl. Mt 26,41.

<sup>61</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter 21.1.1866, ABD A 010/025, 37. Vgl. Gedenkbuch 19.3.1861, ABD A 010/019, 30f.

<sup>62</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter 11.2.1866, ABD A 010/025, 50f.

<sup>63</sup> So ebd. 3.12.1865 und 10.12.1865, ABD A 010/025, 13; 19f. Zum biblischen Bezug vgl. Röm 7,24.

<sup>64</sup> So Gedenkbuch 5.10.1861 und 23.4.1861, ABD A 010/025, S. 5ff ; 41.

<sup>65</sup> Zum Gesamtzusammenhang vgl. Göggelmann, Reich Gottes 217ff; 220ff; 230ff.

<sup>66</sup> So Sophie Fenchel: Tagebuch 5.9.1861, ABD A 010/023, 32; vgl. ebd. 12.3.1864, 23 (abgedr. Göggelmann, Reich Gottes, Dok. 33, 284); 3.3.1861, 24.

unerträgliche Gewissensenge: „Es ist noch so wenig gebrochener Wille in mir, dass ich dem Herrn nur danken sollte, dass er mich solche Wege führt, dass mein Ich sterben und ihm leben lernen kann“<sup>67</sup>, seufzt sie, als ihr Gustav Werner beim Umzug nach Freudenstadt ihre zwei Kinder wegnehmen will<sup>68</sup>. Ihr ganzes Christengewissen wird von diesen Totalitätsansprüchen überzogen: „Ich fühle wohl, wie ich, ein ungehorsames, widerspenstiges Kind, der Schläge noch so sehr bedarf“. „Wie wenig ich noch überwunden und wie schwach im Grunde doch das Wort des Herrn in meiner Seele wirkt!“<sup>69</sup>.

„Einen solchen Abfall wird der Herr bei unserer Gemeinde nicht dulden; denn er hat sie zum Leben berufen. Unsere Gemeinde kann nur gehalten werden, wenn das göttliche Leben ihr innewohnt“<sup>70</sup>, resümiert Ferdinand Fenchel unter dem Druck dieser in apokalyptische Tiefen reichenden Moralismen.

Haben die Hausgenossen selbst nicht teil an der Liebe, die doch aus Gott selbst fließt? Sind sie nur eine Art Transportbänder dafür, notwendige Betriebsmittel der Heilsgeschichte?

## 5. Gottes Gericht und/oder göttliche Pädagogik?

In Ermangelung verlässlicher Deutungs- und Bewältigungsmuster für die „Zeichen der Zeit“ wie für die Bibellose bleiben Ferdinand und Sophie Fenchel zurück in der Spannung: Göttliche Pädagogik zerreißt sie fast zwischen seiner gütigen Allmacht und seinem Gericht. Als 1865 im Werk der „Aktienverein“ und in Europa ein preußisch-österreichischer Waffengang droht, nehmen die an solchen „Gotteszeichen“ festgemachten Apokalypsenängste die größte Dichtigkeit an.

Lassen im Frühjahr 1855 die apokalyptischen Bilder Ferdinand Fenchel noch voller Enthusiasmus voraus blicken: „Sein Wille ist ja, dass Er das Reich wieder einnähme, das Ihm durch List und Trug des Teufels... geraubt worden“<sup>71</sup>, so bleiben ein Jahrzehnt später Prophetenworte wie Joel 1,17: „Das Feld ist verwüstet...“, ohne tröstliches Gegengewicht.<sup>72</sup> Vollends mit dem „Greuel der Verwüstung“, dem auf Rendite ausgerichteten Aktienverein, der sich im Bruderhaus breit macht, wo eigentlich der Thron des Königs der Gerechtigkeit stehen sollte, „ist das Ende da“. Jetzt wird Gott beweisen, „dass Er unter den Menschenkindern Seinen starken Arm offenbart“<sup>73</sup>. Was bleibt in diesem Reinigungs- und Läuterungsprozess

<sup>67</sup> Ebd. 5.3.1861, ABD A 010/023, 25.

<sup>68</sup> So ebd. 1.2.1861, 19. Vgl. auch unten Abschnitt IV.

<sup>69</sup> So ABD A 010/023 26.1.1861, 14. Vgl. ebd. 1.1.1861, 1; 5.1.1861, 4; 16.3.1861, 30.

<sup>70</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter 16.6.1867, ABD A 010/025, 124. Vgl. Gedenkbuch 30.9.1861, ABD A 010/019, 87

<sup>71</sup> So in: Ein Wort von Ferdinand Fenchel, im Kreis seiner Vaterstadt gesprochen 1.4.1855, StA RT 010/10, 13.

<sup>72</sup> Vgl. Gedenkbuch 10.2.1866, ABD A 010/019, S. 17.

<sup>73</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter 4.2.1866, ABD 010/025, 43ff. Zum biblischen Bildmaterial vgl.

mehr, als „dass wir in den Verhältnissen, darin wir stehen, aushalten und treu bleiben bis zum Tode“<sup>74</sup>, wie der Seufzer aus der allerletzten Tiefe: „O Gott, was bist Du für ein verborgener Gott, und durch welche Dunkel des Glaubens führst Du eine Seele, bis sie zum Licht des Schauens gelangt“<sup>75</sup>.

Alles, Gott, sie selbst, das Haus Werner und die diakonische Gemeinschaft darin steht auch für Sophie Fenchel in Frage. Doch bei ihr tritt noch ein weiterer Zweifel hinzu, ein Tabubruch, den sie nur ihrem Tagebuch anvertrauen kann. Der Konflikt um den Entzug der Kinder kommt auch in Freudenstadt nicht zur Ruhe: „Alles soll um des Herrn willen dahingegeben werden... , und das geht in manchen Dingen oft so schwer, besonders wenn wir nicht bei jedem Ruf, bei jeder Mahnung, die innere Gewissheit haben, dass sie von Gott kommt, dass es gerade Sein Wille ist; oft stellen Menschen ein Verlangen an uns, von dem wir nicht sogleich erkennen dürfen, ob es eigene Gedanken oder ob es wirklich eine Mahnung des Herrn ist“<sup>76</sup>.

Wer gemeint ist, wo sie zwischen göttlichem Willen und menschlichen Zumutungen unterscheidet, dürfte klar sein. Und wo die prophetische Deutungshoheit von „Vater Werner“ in Frage steht, steht das ganze „System Werner“ mit in Frage. Auf seinen unmittelbaren Zugang zu Gottes Willen sind Bruderhaus und Hausgenossenschaft gebaut!<sup>77</sup> Wer das in Frage stellt, entzieht sich in diesem Lebenszusammenhang den Boden, auf dem er selbst steht. Wird Sophie Fenchel noch einmal hinter diesen Punkt zurückkehren können? Noch eineinhalb Jahrzehnte im Bruderhaus liegen ja vor ihr!

Diakonie als im Jetzt und Hier zu realisierendes Allerletztes, unerfüllbare Vollkommenheitsforderungen an ihre Träger, ein verborgener Gott und die Autorität des Vaters: Diese Hausgenossin – ausgerechnet eine Frau! – zeigt als Einzige mit ausgestrecktem Zeigefinger auf ein Zentralproblem des Systems Bruderhaus und legt die Spannungen schonungslos offen!

#### IV. Ferdinand und Sophie Fenchel und „der Vater“

Das Verhältnis der Hausgenossen zum Bruderhaus und zu seiner Aufgabe ist so gut wie ausschließlich durch „den Vater“ vermittelt. Mit ihrem Aufgeben einer vielversprechenden bürgerlichen Existenz für eine ewigkeitsträchtige Aufgabe verkörpert die Familie Fenchel Hausgenossenschaft in deren intensivster Form. Dabei behält die ganzen einundzwanzig Jahre lang das Verhältnis von Ferdinand Fenchel zum „Vater“ das ganz Besondere: Er ist so etwas

---

Dan 9,27; Mt 24,15.

<sup>74</sup> So ebd. 5.11.1865 und 3.12.1865, ABD A 010/025 S. 4; 5; 5a; 5b; 16f.

<sup>75</sup> Ebd. 7.7.1861, S. 62f.

<sup>76</sup> Tagebuch 9.8.1862, ABD A 010/023, S. 31; vgl. ebd. 1.2.1861, S. 19f; 12.10.1862, S. 35f.

<sup>77</sup> Zu Gustav Werners prophetischem Anspruch vgl. Göggelmann, Reich Gottes S. 119-123.

wie der „erwählte Sohn“. Und das wird von beiden Seiten mit entsprechender Sensibilität und Loyalität gehandhabt.

Gustav Werners „Vater“-Autorität wird zwar unter Hausgenossen nie offen diskutiert. Gehorsam oder Loyalität braucht er nie einzufordern. Beides ist unerschütterlich in den Grundfesten des Werks verankert<sup>78</sup> und mit seiner Person im Werk omnipräsent.

Dieses differenzierte Verhältnis von Vater-Autorität und gegenseitiger Loyalität bis hin zu Abhängigkeiten beider Ehepartner soll im Folgenden in den Blick genommen werden.

## 1. Der „Sohn“ und der „Vater“

Fast als eine Art von „Bekehrung“: als eine Befreiung von der Sünde und als Ermutigung zum Ernstmachen mit einem Christentum der Tat muss Ferdinand Fenchel die Begegnung mit dem Reiseprediger Gustav Werner erlebt haben, bis er nach vier Jahren Ringen mit Familie in sein „Bruderhaus“ eintritt, um dort für das Kommen des Reiches Gottes zu leben und zu arbeiten<sup>79</sup>. Sein Enthusiasmus lässt ihn – ganz wie Gustav Werner selbst – zum Bildmaterial der Bibel greifen: „Hier ist der Berg, von welchem Hülfe kommt“, oder: „Seine Zeit ist hie!“<sup>80</sup> So wirbt er unter seinen „Brüdern“ in Heilbronn, Werners Wort als Gottes Wort anzunehmen<sup>81</sup>. Denn „das ist genau das, was wir für unsere Zeit brauchen“. Werners „Sache“ „befriedigt alle Bedürfnisse der Gegenwart“. „Alle unsere Lebensverhältnisse“ einschließlich der 1851 gegründeten „christlichen Fabrik“ hat er dabei im Blick<sup>82</sup>.

Gott hat dieser Zeit diesen Lehrer und Prediger geschickt. Der „Vater“ ist, in seiner Gottunmittelbarkeit dem Propheten Jeremia ebenbürtig, Ausleger der Gebote Gottes für die „die der Herr zu seinem Volk machen will“. Selbst als der „Vater“ ihm in der beginnenden Krise des Werks die Verantwortung für das Freudenstadter Experiment zumutet, bleibt es für Ferdinand unumstößlich: „Des Vaters Mund ist eines Propheten, eines Sehers Mund, was er sagt, das will ich tun“. Er bleibt der Wegweiser für den Dienst am Reich Gottes – nicht irgendwo und allgemein, sondern „dass wir nämlich im Dienst Gottes stehen in dem Hause, das Er sich zugerichtet hat“. Der Dienst am Reich Gottes und den Armen ist für ihn nur in

<sup>78</sup> Vgl. zum Gesamtzusammenhang GöggeImann, Reich Gottes 119ff; 241.

<sup>79</sup> Vgl. Ein Wort von Ferdinand Fenchel StA RT 010/10, 9. Vgl. weiter die Erinnerungen seines Enkelsohns Dr. Hans Schaal (Sohn der Tochter Elise, +1950) an seinen Großvater (ABD Anhang zu A 010/020, tr.)

<sup>80</sup> Vgl. die Anklänge an Ps 121,1; Mt 26,18. Vgl. weiter Ein Wort an die Brüder (1854) StART 010/08, 1; 4.

<sup>81</sup> Vgl. Ein Wort an die Brüder (1854) StART 010/08, 1; 4.

<sup>82</sup> Vgl. Erinnerungen an Vater Werner StART 010/7 (1852!), 4 und Gedenkbuch zum 28.10.1855, ABD A 010/019, 96. Vgl. zum „Grundsatzprogramm“ „Friedensbote (FB). Eine Zeitschrift für das Reich Gottes 1/1851, Reutlingen 1851, Vorrede IIIff, abgedr. GöggeImann, Reich Gottes Dok. 6, 260. Zu Gustav Werners „christlicher Fabrik“ vgl. ebd. 191ff.

seinem Bruderhaus lebbar. Dieses „neue Israel“ ist für beide Fenchels Lebensorientierung, geistliche und soziale Heimat. Gustav Werner selbst ist Bürge für diese göttliche Berufung<sup>83</sup>.

In der personalpolitischen Konkretion des Werner-Werks bedeutet das: Der „Vater“ „sendet“, das heißt: „Der Herr will mich durch den Vater... schicken“, spricht: „Da ich nach und nach auf dem Punkt angekommen bin, dass ich über meine Versetzung in keiner Weise eine eigene Meinung geltend machen will, so erklärte ich mich dazu sogleich bereit, sofort auch auf jeden anderen Posten zu gehen, wo der Vater oder, besser gesagt, der Herr durch den Vater, mich hinsenden will...“ Dem „Vater“ wird also eine eindeutige Mittlerrolle zugeschrieben: „Was uns in dem Vater geschenkt ist, wie der Herr in ihm uns hat Sein Wort wiedergegeben, diesen treuen Führer und Wegweiser, dieses Eine, wodurch alle Dinge geschaffen sind, wodurch auch unsere Gemeinde aus dem Nichts gezogen“, das schafft auch die Gewissheit: „Er hat uns erwählt“ und „will durch uns Sein Reich aufrichten“<sup>84</sup>.

Dieses Verhältnis des „Sohnes“ zum „Vater“ ist total und nimmt in eine bis in letzte Tiefenschichten reichende Loyalität mit ganz eigenen Gesetzlichkeiten hinein.

## 2. Der „Vater“ und der „Sohn“

Mit diesem Hausgenossen kann Gustav Werner dem Bruderhaus und dem Reich Gottes vielfältige und ausgeprägte Charismen zuführen. So bedeutet dieses singuläre Verhältnis des „Vaters“ zum „Sohn“ eine besondere Intensivierung des Flusses der Liebe Gottes durch die Bruderhaus-Welt. In Ferdinand ist Gustav Werner, der eben den Schritt in die „Großindustrie gewagt hat, geradezu „ein Sohn geboren“. „Wie dankbar bin ich Gott, dass er Dich unserer Sache gegeben hat“<sup>85</sup>. „Wo ich hinkam, standen die Herzen offen“, blickt Gustav Werner auf diese ersten Begegnungen in Heilbronn zurück<sup>86</sup>. Für Gustav Werner ist Ferdinand Fenchel der einzige unter seinen Hausgenossen, der seine „Sache“ in ihrer ganzen Tragweite verstanden hat. „Ja, ich möchte Dich nicht an unserer Seite vermissen, wenn der heilige Kampf beginnt... Bleiben wir fest verbunden, so kann der Herr durch unsere Hand einen Sieg geben...“<sup>87</sup>. Noch

<sup>83</sup> So Gedenkbuch 29.1.1861, ABD A 010/019 13; 27. Ähnliche Äußerungen zitiert Paul Krauss: Ferdinand Fenchel, in: Das Bruderhaus Nr. 47, Reutlingen, Dez. 1960, S. 8. Vgl. Erinnerungen an die Schwiegermutter ABD 010/025, 62 (auf dem Hintergrund des Bibellosen Jer 20,11). vgl. weiter: An die Brüder StART 010/08 3. Zur Verbindung von Reich-Gottes-Hoffnung und Dienst im „Haus Werner“ vgl. Göggelmann, Ein Haus 66ff, zu Gustav Werners Bürgerrolle ders., Reich Gottes 139ff.

<sup>84</sup> Gedenkbuch 29.1.1861 ABD A 010/025, 13 und zu „Vaters Geburtstag“ am 12.3.1861, ebd., 26f. Vgl. zum Gesamtzusammenhang Göggelmann, Ein Haus, 279. Dort weitere Belegstellen. Vgl. weiter ebd. 113-116.

<sup>85</sup> Gustav Werner an Ferdinand Fenchel 18.11.1852, zit. in: Erinnerungen an Vater Werner aus Briefen an Ferdinand Fenchel, ABD A 010/020, 1. Beachtenswert sind die Anklänge an die oft messianisch gedeutete Bibelstelle Jes 9,5.

<sup>86</sup> Gustav Werner an Ferdinand Fenchel 29.12.1852, ABD A 010/020, 1ff.

<sup>87</sup> Gustav Werner an Ferdinand Fenchel 22.12.1852, ebd. 1ff.

Mitte 1866 – im Kampf um die Installation des „Aktienvereins“ – hält sich Ferdinand Fenchel fest an „Vaters“ Vertrauen. Und dieser braucht den Kaufmann, der Retter des Werks vor der Insolvenz, zur Aufbereitung der Unterlagen für diesen Schritt und zur Wiederherstellung der Kreditwürdigkeit des Werks bei den Gläubigern<sup>88</sup>.

Ein undatierter Brief, eine Art „Abschiedsbrief“ – alles spricht für eine Datierung ins Jahr 1879, als Gustav Werner ihm den kaufmännischen Vorstandsposten angeboten und er eine Rückkehr ins Bruderhaus abgelehnt hatte –, zieht Bilanz: Nichts von dem großen Vertrauen ist beschädigt, im Gegenteil: „Es wurde mir schwer das letzte Mal, Dich zu lassen, und hätte ich mich nicht geschämt, ich hätte Dich noch einmal an mein Herz gerufen; ich dachte lange mit tiefer Sehnsucht an Dich. Ich danke Gott herzlich für das Glück, dass er Dich mir gegeben; ich bin wie die alten Erzväter ganz auf den Glauben verwiesen; der Herr verheißt mir, dass in meinem Namen die Geschlechter der Erde gesegnet werden sollen und er das Land – die Reiche der Welt – einnehmen soll, aber meine Söhne haben bis jetzt meist Ismaels Art. Isaak, der nach Gott geborene, fehlt noch; sei Du mir eine solche edle Art, mein lieber Sohn; als solchen umfasse ich Dich mit inniger, hoffnungsvoller Liebe... Erfreue mich bald mit einem Brief, er macht mir Freude, und wenn er nichts sagt als wie Cordelia:...`Ich liebe Euch, Vater`“<sup>89</sup>.

So klammert sich ein „Vater“ um die Rückkehr des „Sohnes“ ins Werk und baut zugleich durch die biblische Symbolik moralischen Druck auf!

### 3. „Es bleibt in der Familie“

Dem Kaufmann Fenchel ist Gustav Werners Inkompetenz und Beratungsresistenz in Finanzfragen keineswegs unbekannt. Doch er enthält sich aller sachlichen Kritik und ordnet sich voll der vom „Vater“ vorgegebenen Dominanz des Reich-Gottes-Ziels über die Fragen des ökonomischen Überlebens unter: Gustav Werners Mittlerrolle ist rationalen Transparenz-anforderungen entzogen.

Als im März 1867 der „Aktienverein“ den Verkauf der Zweiganstalt Bönningheim fordert und Ferdinand Fenchel gleichzeitig ein Arbeitsplatzangebot aus Heilbronn erhält, bleibt ihm angesichts dieser „Versuchung vom Satan“ nur der Griff zum Bibellos: „Der Herr mehre euch

<sup>88</sup> Vgl. Gedenkbuch 5.5.1866, ABD A 010/019, 44. Vgl. weiter Erinnerungen an die Schwiegermutter (Zitat aus Gustav Werner an Ferdinand Fenchel 16.6.1867) ABD 010/025, 126.

<sup>89</sup> Biblische Analogien Gen 16,11; 17,19; Gen 21. Vgl. die Verbindung der Erzvätersymbolik (Gen 12,3) mit dem Reich-Gottes-Ziel. Zit. um Cordelia nach Schäfer, Reich Gottes Nr. 210, 529. Dort auch die entsprechenden Fundstellen aus William Shakespeare (König Lear). Vgl. Erinnerungen an die Schwiegermutter 24.3.1867 (zum Bibellos Dt 1,11), ABD A 010/025, 105ff.

und segne euch“, und die Entscheidung ist gefallen<sup>90</sup>. Aus solchen Loyalitäten und Abhängigkeiten nur eine Frage der Psychologie zu machen, greift zu kurz. Die Sozialform des „ganzen Hauses“, ein Übervater und die Legitimation einer heilsgeschichtlichen Sendung haben sich ihr eigenes, nicht zu hinterfragendes Kommunikationssystem geschaffen.

Dass bei einer solchen Großkonfliktlage Spannungen zwischen frömmigkeitlich fundierten Loyalitäten und wirtschaftlichen Überlebensbelangen unter den Verantwortungsträgern auftreten und auszutragen sind, ist unausweichlich. Konflikte und Konfliktregelungen aber sind in einem harmonistisch angelegten System nicht vorgesehen<sup>91</sup>. Sind sie trotzdem unvermeidbar, so machen sie sich an Personalien fest. So werden Ferdinand und Sophie Fenchel zur besonders sensiblen Personalie!

## V. ...und wenn einer von der Fahne geht...?

Ein Schritt in die Freiheit der Kinder Gottes: Teilhabe an der Arbeit für das Reich Gottes, war 1856 für Ferdinand und Sophie Fenchel der Eintritt ins Bruderhaus gewesen. Und nun 1877: Wieder ein Schritt in die Freiheit, doch in welche?<sup>92</sup>. Erst 1896 finden sich in einem autobiografischen Brief an Nichte Elise ein paar unterkühlte Bemerkungen *„In diese Zeit hinein senkte sich der tiefste Riss meines Lebens, der meine Niederlegung der Werkstättenleitung und meinen Austritt aus dem Bruderhaus nach den schwersten inneren Kämpfen zur Folge hatte, am 1. April 1877. Eine Begründung dieses Schrittes unterlasse ich“*.<sup>93</sup> So viel lässt sich auf den ersten Blick ahnen: Dieser Schritt ist keine Affekthandlung, sondern das Ergebnis (jahre?)-langer Kämpfe um Gewissheit vor Gott und der Welt. Er ist auch kein Wechsel des Arbeitsplatzes durch einen leitenden Angestellten: Es ist ein Familienaustritt aus dem Bruderhaus. Einfache Begründungen für das Ausscheiden aus diesem Lebenszusammenhang reichen nicht, vollends nicht eine Kontroverse um Investitionen in der „Maschinenfabrik zum Bruderhaus“, eher eine ganze Palette von Problemen um das „System Bruderhaus“, für die beide Fenchels zu Symptomträgern werden<sup>94</sup>.

Wie alle anderen im Lauf der Jahre aus dem Bruderhaus Ausgeschiedenen belegt sie die Chronistin Nane Merkh mit Verschweigen<sup>95</sup>. Doch bei diesen beiden liegt der „Fall“ anders: Mehr als zwei Jahrzehnte lang haben sie „Vaters“ Reich-Gottes-Hoffnung in seine Worte

<sup>90</sup> Vgl. Erinnerungen an die Schwiegermutter 24.3.1867 (Los DT 1,11) 105ff

<sup>91</sup> Vgl. zu diesem Systemkonflikt Göggelmann, Reich Gottes 217ff; 228ff.

<sup>92</sup> Vgl. Ein Wort von Ferdinand Fenchel StART 010/10, 9. Vgl. Erinnerungen an die Schwiegermutter ABD 010/025, 81

<sup>93</sup> So im Brief an die Nichte Elise aus Scheer, 13.2.1906, StA RT 010/23, 11. Zum Zitat vgl. u. V,4 und Anm. 157

<sup>94</sup> Vgl. zu dieser Vermutung Göggelmann, Ein Haus 178. Vgl. zur Kontroverse um Investitionen Paul Krauss: Ferdinand Fenchel, In. Das Bruderhaus Nr. 47, Reutlingen, Dez. 1960, S. 8.

<sup>95</sup> Vgl. u. VI.

gefasst und an wichtigen Schnittstellen des Werks zur Tat werden lassen. Ferdinand hat das Werk in seiner schlimmsten Krise mit kaufmännischer Sachkompetenz vor der Insolvenz gerettet, Sophie Fenchel im Krieg 1871 im Namen des Bruderhauses ihren Dienst an verwundeten deutschen und französischen Soldaten geleistet<sup>96</sup>. Dieser Riss nun reicht nicht nur bis an die Fundamente der Existenz beider Ehepartner, sondern ebenso auch bis an die Fundamente der gesamten Verbindung von Reich-Gottes-Hoffnung und „Haus Werner“ in einem inzwischen stattlichen Diakoniewerk<sup>97</sup>.

Doch können Fenchels das: „Vater Werner“ in seinem Kampf gegen das Elend und für die Teilhabe der Ärmsten am Reich Gottes, an Heimat und Arbeit „von der Fahne gehen“? Heißt das nicht auch: von Christus, dem König der Gerechtigkeit, abfallen und dem Satan die Herrschaft über das Industriezeitalter überlassen? Vom Trauma dieses Risses auf beiden Seiten zeugt die allgemeine Sprachlosigkeit. Dieser Systemkritik in ihrer deutlichsten Form aber entsprechen keinerlei Möglichkeiten zur Be- und Verarbeitung.

## 1. Fragen und Bedenken

Plötzlich lesen sich Ferdinand Fenchels orakelhafte Bemerkungen aus den letzten zehn Jahren zu Zwängen an den „Seelen“ im Bruderhaus, zum Plädoyer für die volle Freiheit der Hausgenossen ohne Bevormundung und moralische Werksdisziplin<sup>98</sup> mit anderen Augen. Offensichtlich hat sich in der Verantwortung für den Außenposten Freudenstadt und dann auf dem Direktorenposten der Maschinenfabrik ein aus der Vaterabhängigkeit heraus führender kritischer Erfahrungshorizont aufgebaut: Das Bruderhaus hat eben nicht nur ökonomische und organisatorische Mängel; der „Aktienverein“ erfordert ein gründliches Überdenken der theologisch-sozialethischen Fundamente des gesamten Werks. Bei der Umsetzung der Reich-Gottes-Hoffnung geht es u.a. auch um Gerechtigkeit, die „göttliche Tugend“, gegenüber den Hausgenossen.

Als vollends „Vater Werner“ bei der sich abzeichnenden Krise im 1858 neu gegründeten „Verein zum Bruderhaus“ die Hausgenossen einzeln zur Solidarhaftung für die Verbindlichkeiten des Werks heranziehen will, hält Ferdinand Fenchel mit seinen Bedenken ernstlich dagegen: Andere Hausgenossen treten an ihn sogar mit der Bitte heran: „ich möchte doch mithelfen, dass eine andere Ordnung der Dinge in Reutlingen angebahnt werde“<sup>99</sup>. Auch

<sup>96</sup> Vgl. ihre Briefe an die Familie aus dem Frühjahr 1871, abgedr. Walter GöggeImann: Gerechtigkeit und Frieden schaffen, VDWI 38, Heidelberg 2009, Dok. III, 190-198.

<sup>97</sup> Vgl. zu dieser Verbindung GöggeImann, Ein Haus 66ff; 82ff.

<sup>98</sup> Vgl. Erinnerungen an die Schwiegermutter ABD A 010/025, 60ff; 100. Vgl. zu diesem Zusammenhang GöggeImann, Reich Gottes 54ff.

<sup>99</sup> Vgl. GöggeImann, Reich Gottes 142ff. Diese Bedenken finden sich zeitversetzt wieder in den Erinnerungen

an dieser Stelle geben sich für ihn die organisatorischen Mängel dieses vaterzentrierten Führungsmodells<sup>100</sup> als elementare Gerechtigkeitsfragen zu erkennen.

Alle diese Mängel haben das Werk auf direktem Weg in den „Aktienverein“ hinein geführt, den Paradigmenwechsel schlechthin, der das Werk der Reich-Gottes-Hoffnung entfremdet und sie in die Gesetze von Markt, Rentabilität und Rendite hinein gezwungen hat. Im Vergleich zu den Maßstäben von 1Kor 12 ist diese Konstruktion die „babylonische Gefangenschaft“ und für Ferdinand Fenchel eine Anfechtung.<sup>101</sup>

Grundsatzfragen an das „System Werner“ sind gestellt. Ihr Ausbruch ist nur eine Frage der Zeit und des Anlasses.

## 2. Das Bruderhaus – Gottes Haus – „Vaters“ Haus? Zwänge und Zweifel

Bis jetzt steht und fällt es nicht mit Verfassungen, sondern mit Gustav Werners Vater-Autorität. Diese lange Leine bindet nicht durch sachliche Notwendigkeiten oder Sachkompetenz, sondern durch die Hoffnung: Hier in diesem Haus ist dem Christus, dem König der Gerechtigkeit, sein Thron aufzurichten. Und „der Vater“ bürgt dafür. Durch seine prophetische Gottunmittelbarkeit ist er der Kritik entzogen<sup>102</sup>.

Während bei Ferdinand noch keine Zweifel an der Deutungshoheit des „Vaters“ für Bibellose und Gotteszeichen aufkommen, hat sich der Stachel bei Sophie in Freudenstadt bereits tiefer ins Gewissen gebohrt: „Alles soll um des Herrn willen dahingegeben werden..., und das geht in manchen Dingen oft so schwer, besonders wenn wir nicht bei jedem Ruf, bei jeder Mahnung die innere Gewissheit haben, dass sie von Gott kommt, dass es gerade Sein Wille ist; oft stellen Menschen ein Verlangen an uns, von dem wir nicht sogleich erkennen dürfen, ob es eigene Gedanken oder wirklich eine Mahnung des Herrn ist“. „Die Aufgabe, die mir der Herr *gegeben haben soll* (Hervorhebung durch den Autor), ist mir zu schwer geworden“. Menschenwille oder Gottes Wille, Gottes Prüfung oder „Vaters“ Zumutung? Und dass ausgerechnet eine „solche Gemeinschaft“ wie die Hausgenossenschaft zur Ausbreitung des Gottesreiches nötig sein soll<sup>103</sup> - kann ein Mensch hinter solche Zweifel an „Vaters“ Ansprüchen und Rollen, hinter solche Zweifel an der Gemeinschaft, die ihn tragen soll, noch zurück? Gut, dass sie bei diesen Systemzweifeln Gott und den „Vater“ und sein „Haus“ noch

---

an die Schwiegermutter vom 14.1.1866, ABD A 010/025, 35. Vgl. zur Solidarhaftung den § 15 der Statuten des Vereins zum Bruderhaus, abgedr. Schäfer, Reich Gottes Nr. 169, 439.

<sup>100</sup> Vgl. dazu Göggelmann, Reich Gottes 241ff.

<sup>101</sup> Zu diesem Wechsel der Maßstabskontexte vgl. Erinnerungen an die Schwiegermutter 11.11.1866, ABD A 010/025, 62; 79; 82f. Vgl. weiter Paul Krauss: Gustav Werner. Werk und Persönlichkeit, Stuttgart 1959, 68ff.

<sup>102</sup> So Gedenkbuch 2.12.1862 StA RT 010/14 34f; 29.1.1861, 13. Vgl. zum Kontext Göggelmann, Reich Gottes 239f. Vgl. zum Gesamtzusammenhang ders., Ein Haus 313.

<sup>103</sup> Sophie Fenchel Tagebuch 9.8.1862, 31; 12.10.1862 35(ABD 010/025).

deutlich genug auseinander halten kann. Mit eben diesem Versuch einer eigenen Differenzierung zwischen Gottes und „Vater Werners“ Willen scheint allemal ein entscheidender Schritt getan.

Auch bei ihrem Ehemann haben die Fragen an das System Werner – besonders während der sechs Freudenstädter Jahre – an Dringlichkeit zugelegt. Strebt diese Entwicklung bereits auf eine Entscheidung zu?

Ganz obenan steht für ihn – bezeichnenderweise! – die ekklesiologische Frage nach den Differenzen zwischen „unserer Gemeinde“ und dem biblischen Vorbild 1Kor 12: Was muss auf diesem Grund um- oder neu gebaut werden?

Die Meditationen zu Bibellosen in seinem persönlichen Tagebuch aus den Jahren 1865-1867<sup>104</sup> nehmen sich aus wie Vorschläge zur Restrukturierung oder Bausteine zu einem Alternativprogramm. Und Ferdinand Fenchel steht dabei entschieden auf der Seite der Hausgenossen:

In Abgrenzung zur „selbstschuldnerischen Haftung“ für die Verbindlichkeiten des Werks, in die der „Vater“ seine Hausgenossen nehmen will, fordert er für sie die volle „Freiheit des Willens“ ohne alle moralischen Zwänge und deckt die vom Herrn des „Hauses“ gelassenen Gerechtigkeitslücken auf. Soll diese Gemeinschaft zu neuem Leben kommen, so muss die Liebe des „Vaters“ Grundlage des Hauses werden (!)<sup>105</sup>

Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit aber braucht im Werk „Ordnungen, auf denen wir das Reich Gottes, wenn es auch die äußeren Verhältnisse umfassen soll, als auf Trägern und Grundpfeilern aufzubauen haben“, zum Beispiel, dass man jungen Leuten „in unseren Häusern und Geschäften...einen gebührenden Lohn“ gibt, wenn sie nicht als Hausgenossen umsonst arbeiten wollen<sup>106</sup>. Auf keinen Fall aber darf man die neue Gemeinde „auf Gesetze bauen“. Aus Gottes- und Nächstenliebe kann man „kein Gebot machen. Nur die Gemeinde im Ganzen kann sich selber gewisse Gebote auferlegen“<sup>107</sup>.

Die ekklesiologische Frage als Gerechtigkeitsfrage und als Frage der Teilhabe der Hausgenossen, aber eben auch als Frage nach verlässlichen Ordnungen ist gestellt. Somit ist sie im Zentrum des Systems angesiedelt: beim „Vater“ selbst und seinem Anspruch, alleiniger Wegweiser zum Reich Gottes durch Diakonie zu sein.

In den folgenden zehn Jahren – ab 1870 ist Ferdinand Fenchel kaufmännischer Direktor der „Maschinenfabrik zum Bruderhaus – finden sich keine entsprechenden Tagebuchnotizen mehr. Verharren seine Fragen und Anfechtungen in einer Art „Latenzphase“? Unter der technischen

<sup>104</sup> Vgl. Erinnerungen an meine Schwiegermutter ABD 010/025.

<sup>105</sup> Belegstellen s. o. Anm. 100 u. Erinnerungen an die Schwiegermutter ABD 010/025 59f.

<sup>106</sup> Vgl. ebd. 18.3.1866, 62f; 25.3.1866, 65f.

<sup>107</sup> Vgl. ebd. 15.4.1866, 73.

Leitung von Heinrich Schlatter jun. (+1936) werden hauptsächlich Papiermaschinen produziert und bescheidene schwarze Zahlen geschrieben<sup>108</sup>.

Dann aber mit dem Datum vom 1. April 1877 – für die Hausgenossen wie ein Blitz, für „Vater Werner“ ein Schlag! – Ferdinands Kündigung der kaufmännischen Direktorenstelle und das Ausscheiden der Familie aus Bruderhaus und Hausgenossenschaft.

### 3. „der tiefste Riss meines Lebens“

Vom Betroffenen selbst kein Kommentar! Nach neunundzwanzig Jahren schließlich in einem autobiografischen Brief an seine Nichte Elise – neben dem Schulabschluss von Sohn Gotthilf (1854-1879)! - diese spärlichen kryptischen Andeutungen:

*„In diese Zeit hinein senkte sich der tiefste Riß meines Lebens, der meine Niederlegung der Werkstättenleitung und meinen Austritt aus dem Bruderhaus nach schwersten inneren Kämpfen zur Folge hatte am 1. April 1877. Eine Begründung dieses Schritts unterlasse ich. Doch trat mir nach verhältnismäßig kurzer Zeit der mein Bangen lösende Spruch vor die Seele, den Schiller seinem „Taucher“ in den Mund legt:*

*„Doch es ward mir zum Heil,  
und der Strudel riß mich nach oben“.*

*Schon im darauffolgenden Mai wurde ich telegrafisch nach Heilbronn berufen zu einer Vorstellung, und binnen 2 Tagen war ich von dem Aufsichtsrat der Maschinenbaugesellschaft Heilbronn als kaufmännischer Direktor engagiert. Mein Eintritt erfolgte am 1. Juli 1877“<sup>109</sup>.*

Auch die Historiografen schließen sich diesen Andeutungen an – wohl eher Sprachregelungen zum Familiengebrauch?

Ferdinand Fenchels Enkelsohn Dr. Hans Schaal, Konstanz, (+1950) macht folgende wohl aus der mündlichen Familientradition gespeiste Anmerkungen zur Biografie seines Großvaters<sup>110</sup>:

*„Um Neujahr 1877 herum muss dann der Würfel gefallen sein, der Ferdinand Fenchels schwersten Entschluss seines Lebens, den Austritt aus dem Bruderhaus, zur Folge hatte. Über diese schweren inneren Kämpfe, ihre Ursachen und den äußeren Verlauf berichten die Briefe leider wieder nichts – an wen hätten sie gerichtet sein sollen? - Erst spätere Bemerkungen werfen da und dort ein Licht auf die Vorgänge zurück, bis dann am 8.5.1881 Ferdinand Fenchel an seinen Sohn Gustav (\*1853) berichtet<sup>111</sup>, dass Schlatter<sup>112</sup>, der*

<sup>108</sup> Vgl. Krauss, Gustav Werner 123ff

<sup>109</sup> Ferdinand Fenchel an Nichte Elise 1./3.2.1906, StART 010/22, 28f (hs), 010//23, 11 (transkrib./masch.). Zum Zitat vgl. auch oben Anm. 131

<sup>110</sup> Dieser nicht datierbare biographische Abriss enthält nicht nur große Lücken, sondern auch Ungenauigkeiten. Er ist in einer transkribierten Version als Anhang zu ABD A 010/020 greifbar (vgl. bes. S. 6).

<sup>111</sup> Über Form und Inhalt eines solchen Berichts ist nichts bekannt.

<sup>112</sup> Heinrich Schlatter jun. (+ 1936). Zu den Spannungen mit Schlatter vgl. Paul Krauss: Ferdinand Fenchel, in: Das Bruderhaus Nr. 47, Reutlingen, Dez 1960, S. 8.

*technische Leiter der Bruderhaus-Betriebe, ihn um Verzeihung gebeten habe für das, was er ihm damals angetan habe. Kurze Zeit danach kam es zu einer Begegnung mit ihm, bei der sie sich aussöhnten. Damit wird die Annahme endgültig bestätigt, dass das Verhalten Schlatters – und eine gewisse passive Haltung Vater Werners? - schuld an dem Bruch war“.*

Diese Bemerkungen personalisieren den Konflikt, nennen zwar die beteiligten Personen, führen aber nicht in die Nähe der „Abrisskante“.

Paul Wursters Biografie (1888) berichtet vom Erfolg der von Schlatter in den Jahren 1875-1878 durchgeführten Modernisierung der Maschinenfabrik, beschweigt im Übrigen aber – bei der sonst bei ihm gewohnten Detailgenauigkeit – diese hochsensible Personalie<sup>113</sup>.

Paul Krauss behandelt zwar Ferdinand Fenchels Bruderhausbiografie ausführlicher, wird aber bei der Personalie Fenchel im Jahr 1877 auch auffallend einsilbig: Nach der Pachtung der Fabrik durch Gustav Werner (1872) „wurde technischer Leiter Heinrich Schlatter jun., der sich zunehmend auf Papiermaschinen spezialisierte und mehrere Patente erwarb, ein außerordentlich tüchtiger Mann. Der verdiente Ferdinand Fenchel..., schon 1870 zum kaufmännischen Direktor berufen, betreute mit großer Umsicht die wirtschaftliche Seite, schied jedoch 1877 nach erheblichen Spannungen aus, da er die von der technischen Leitung sehr aktiv betriebene Investitionspolitik nicht mitverantworten zu können glaubte“. Dafür zitiert er aus einem nicht mehr erhaltenen Brief Fenchels an seinen Sohn mit Klagen über Schlatters Investitionspläne und „Vaters“ Unentschiedenheit<sup>114</sup>.

Durch die Reduzierung der Konfliktursachen auf sachlich-inhaltliche Differenzen schont Krauss zwar die Personen, beteiligt sich selbst aber am gesammelten Schweigen.

So viel ist deutlich: Die Familie Fenchel hat mit diesem Ausscheiden aus dem Bruderhaus eine Tabubruch begangen. Und die Historiografen können darauf wieder nur mit einem Tabu reagieren. Ein Tabu hat „Vaters“ Entscheidungen immer umgeben. Wie viel mehr muss da erst der Tabubruch der Familie eines der „Großen“ im Bruderhaus in diese Sphäre geraten!

Sachkonflikt und/oder persönliche Differenzen – sie erklären nicht entfernt diesen kompletten Abbruch aller ihrer Lebensbezüge durch diese prominente Hausgenossen-Familie. So soll im Folgenden mit Hilfe der Hintergründe auf dem Anmarschweg eine Annäherung an die Bruchstelle versucht werden.

#### 4. Die Bruchstelle

Die Sachfrage nach Investitionen im Bereich der Maschinenfabrik erscheint, für sich genommen, noch im Rahmen des durch Sacherwägungen und Kompromisse Lösbaren. Was

<sup>113</sup> Vgl. Wurster, Gustav Werner 371-374.. Zu den Personalien vgl. bes. 372.

<sup>114</sup> Krauss, Gustav Werner 125. Vgl. 70; 151. Ders.: in: Das Bruderhaus Nr. 47, Reutlingen, Dez 1960, S. 8.

sich für Fenchel allerdings an Grundsatzfragen daran festmacht, muss weit darüber hinaus reichen. Deshalb bedarf es einer eingehenderen Betrachtung. Wo der Betroffene selbst zu den Gründen für „den größten Riss seines Lebens“ schweigt, ergeben auf dem Anmarschweg liegende Annäherungen möglicherweise deutlichere Anhaltspunkte. Als biografische Konfliktpunkte oder -felder sind sie selbstverständlich jeweils im Werkskontext zu betrachten. Zwei Konfliktfelder sind biografisch greifbar. Unter einander sind sie durchaus nicht ohne Überschneidungen:

Das erste säumt den Anmarschweg etwa seit der Zeit des Dienstantritts in Freudenstadt im Jahr 1861 und ist eher chiffriert als beschrieben durch das Stichwort „Zwänge“, einschließlich der Moralismen, Harmoniezwänge und des Führungsstils der „kurzen Leine“ Vater Werners. Da dieses Konfliktfeld auch bereits abgeschritten ist, reicht an dieser Stelle eine Andeutung der Ergebnisse aus, die in das zweite Konfliktfeld hinein wirken.

Das zweite Konfliktfeld wird virulent mit der Einrichtung des „Aktienvereins“ als Werksverfassung. Im gleichen Jahr wird Ferdinand Fenchel durch das Bibellos: „Selig sind die Sanftmütigen. Denn sie werden das Erdreich besitzen“, an die Ziele der „Anstalt“ erinnert: Die Reiche der Welt – auch der Bereich der Großindustrie – sollen in den Besitz des Christus, des Königs der Gerechtigkeit übergehen. Der „Aktienverein“ aber unterwirft das ganze Bruderhaus, nicht nur die Industriebetriebe, den Gesetzen des Mammons, nämlich Markt und Rendite.

Die folgenden Bemerkungen aber führen direkt ins Zentrum des Konflikts: Ziel des Projekts Bruderhaus, hält dieses an seiner Reich-Gottes-Hoffnung fest, ist ja nicht weniger als „einen Teil dieser Erde für den Herrn... zu gewinnen“ „Wir - (also: der „Vater“, aber auch Ferdinand Fenchel fühlt sich in der Verantwortung!) - meinten nun, wir müssten, auch durch Aufnahme von Schulden, möglichst viel davon auf die Beine stellen“. Und nun der entscheidende Satz: „Die Erfahrung, die wir gemacht, hat uns eines anderen belehrt“.

Wer sich also auf diesen Weg begibt, Fortschritte auf dem Weg zum Reich Gottes durch Schulden zu finanzieren und sie wie finanzielle Investitionen in ein eschatologisches Betriebsziel zu behandeln, macht sich eben dabei gnadenlos von den Gesetzen von Markt und Gewinn – und Verlust! – abhängig und schlägt auf dem harten Boden des „Aktienvereins“ auf. Es geschieht nicht durch Kauf, Erwerb und Investition: „Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen“. „Deshalb hat uns der Herr so geführt“. Mit der Einrichtung des „Aktienvereins“ hat Gottes zurecht bringende Straf-Pädagogik „Jerusalem...dem König von Babel“ übergeben<sup>115</sup>.

Die Einrichtung des „Aktienvereins“ ist also harte göttliche Pädagogik: Sie straft und bringt zurecht. Mit dieser Werksverfassung hat „der Herr“ „Jerusalem... dem König von Babel“,

---

<sup>115</sup> So Erinnerungen an die Schwiegermutter, 18.11.1866, ABD A 010/025, 86.. vgl. ebd. 20.1.1867, 100. Vgl. zum Bibellos aus der Bergpredigt Mt 5, 5.

spricht: die „Anstalten“ dem „Aktienverein“ übergeben. Durch diesen Akt der Reinigung stellt Gott seine Ehre wieder her. Und letztlich wird er es „herrlich hinausführen“<sup>116</sup>!

Wer oder was hat da „eines anderen belehrt“? Die „Erfahrung“, dass der Spagat zwischen Reich-Gottes-Ziel und schuldenfinanzierten Investitionen als Mittel auf dem Weg dahin in der „babylonischen Gefangenschaft“ endet? Das Reich-Gottes-Ziel auf der einen und schuldenfinanzierte Investitionen und ihre Auswirkungen auf die Hausgenossenschaft auf der anderen Seite werden also für den verantwortlichen Hausgenossen Ferdinand Fenchel zum Spagat. *Wer* hat da „eines anderen belehrt“? „Die Erfahrung“, dass dieser Spagat für das Bruderhaus im „Aktienverein“ - in der „babylonischen Gefangenschaft“ - endet? Und wer im Bruderhaus wird aus dieser Erfahrung die notwendigen Lehren ziehen?

Wo aber eine solche „Erfahrung“ und ihre Deutung als göttliche Pädagogik zusammentreffen, ist der „tiefe Riss“ in Ferdinand Fenchels diakonischem Arbeitsfeld, das ja sein Leben ist, angelegt. Es bedarf nur eines *Anlasses*, und der Riss bricht auf. Und diesen Anlass schaffen im Lauf des Jahres 1876 Heinrich Schlatters Investitionspläne in die „Vereinigten Werkstätten“.

Investitionen zur Steigerung der Rentabilität durch Schuldaufnahme gehört für den Kaufmann zur Professionalität. Das Reich Gottes in den „christlichen Fabriken“ des Bruderhauses – in denen ja Liebe, Gerechtigkeit und Haushalterschaft Betriebsziele, Betriebsabläufe und das Verhältnis zu den Mitarbeitenden bestimmen (sollen) – durch schuldenfinanzierte Investitionen voranbringen zu wollen, das hieße doch: das Reich Gottes durch finanzielle Investitionen zwingen wollen! Was für den Kaufmann und Betriebsleiter eine Frage der Ökonomie wäre, ist für den Christen und Hausgenossen im Kontext des Bruderhauses zur allerletzten Gewissensfrage geworden.

Das bedeutet für Ferdinand Fenchel:

Wo dem Reich Gottes Zwang angetan werden soll, muss er seine Mitverantwortung aufkündigen. Reich-Gottes-Diakonie kann nur mit den beteiligten Menschen wachsen. Das braucht seine Zeit und ist keinesfalls durch finanzielle Investitionen zu erreichen. Fazit: „Wir“-sprich: das Bruderhaus – schaffen es nicht, die Ziele von 1Kor 12 und die des „Aktienvereins“ mit einander zu vereinbaren.

Da bleibt Ferdinand Fenchel nur eines: die Mitverantwortung aufzukündigen. Das bedeutet für ihn keineswegs die Loslösung von der Reich-Gottes-Hoffnung, auch nicht von ihrer Realisation durch Diakonie, sondern nur von dem durch das Bruderhaus, die Hausgenossenschaft und Gustav Werner angestrebten Realisationsmodell. Innerhalb dieses Modells aber ist besonders Gustav Werners diakonisches Lieblingsprojekt, die „christlichen Fabriken“, in dieser Form in Frage gestellt.

---

<sup>116</sup> So ebd.. 20.1.1867, 91f.

Wie diese Gemeinschaft, die berufen ist, der von Gottes Geist beseelte „Leib Christi“ zu sein, in Zukunft ihrer Berufung gerecht werden will, muss sie ohne Ferdinand und Sophie Fenchel entscheiden. Ob Reich Gottes und Diakonie auf der einen und die Industrie auf der anderen Seite etwa anderen Gesetzmäßigkeiten folgen, diese Frage ist zwar berührt, für Ferdinand Fenchel aber als Grundsatzfrage außerhalb seiner Reichweite.

## 5. Nachfragen

Der Riss ist tief und irreparabel – auf beiden Seiten! Deren einzige verbleibende Gemeinsamkeit ist ein bleiernes Schweigen voller offener Fragen. Vielmehr ist jede der beteiligten Seiten selbst eine einzige Frage.

Von „Vater Werner“, der seinen „geistlichen Sohn“ und „fähigsten Mitarbeiter“ verliert, gibt es keine einzige direkte Äußerung – außer eben dem „Abschiedsbrief“ aus dem Jahr 1879, mit dem er ihn für das Werk zurückzugewinnen versucht<sup>117</sup>.

Noch schwerer tun sich die Hausgenossen-Schwester und -Brüder: Ihr Modell einer diakonischen Gemeinschaft ist als „Harmoniemo­dell“ konzipiert. Und nun vollzieht einer von ihren Einflussreichsten einen solchen Familien-Bruch! Was bleibt da, als sie beide zu verschweigen, als hätten nie dazu gehört!

Ferdinand Fenchel selbst unterschreibt bereits dreißig Tage später einen Vertrag als kaufmännischer Direktor der „Maschinenbaugesellschaft Heilbronn“, einer Herstellerfirma für Ackergeräte, Lokomotiven und Straßenbaumaschinen mit einer kleinen dreistelligen Zahl von Mitarbeitern. Für zwanzig Jahre – bis zum 75. Lebensjahr! – wirkt er dort als erfolgreicher Manager einer expandierenden Firma und daneben als Ehrenamtlicher in Kommune und Kirchengemeinde. Er investiert, finanziert durch Schuldaufnahme und organisiert. Von der Verpflichtung, damit das Reich Gottes im Industriezeitalter zu bauen, ist er frei! Von der Verantwortung vor Gott und Menschen aber will der fromme Mann nicht frei sein.

Fast zwei Jahrzehnte vergehen bis zu seiner ersten Äußerung zu dem „Riß“. Doch auch dieser autobiografische Brief an die Nichte Elise lässt es bei den eher kryptischen Andeutungen bewenden. Dieses sein geistliches Vermächtnis formuliert sein Lebensanliegen in Anlehnung an die „Abschiedsreden“ Jesu im Johannesevangelium: „Bleibet in Seiner Liebe“! Wo aber bleiben die Bibellose, die den Familien- und Berufsalltag der Bruderhaus-Zeit ständig in Angst und so an der kurzen Leine gehalten haben? Keine Tagebucheinträge oder Briefe aus der Heilbronner Zeit geben Einblicke in die Frömmigkeits- und Lebenspraxis dieser Jahre – weder bei Ferdinand noch bei Sophie Fenchel. Zum Bruderhaus erhält er sein fürsorgliches Verhältnis:

---

<sup>117</sup> Abgedr. Schäfer, Reich Gottes Nr. 210, 529. Vgl. Paul Krauss: Gustav Werner und seine Hausgenossen, Metzingen 1977, 124.

„Großvaters letzter Wille“ vom 21. April 1908 verfügt: „Der etwaige Überschuß der 7 Kässchen soll in erster Linie zu dieser Gabe an das Bruderhaus verwendet werden“<sup>118</sup>.

Mehr Ver-Schweigen von allen Seiten ist kaum vorstellbar. So nimmt es nicht Wunder, dass dieses Bild durch die Traditionsbildung im Bruderhaus in den kanonisierten Stammbestand des Bruderhauses eingeht.

## VI. Aus dem Bruderhaus-Gedächtnis getilgt

Zu tief sitzt der Schock auch bei der Hausgenossin bei Nane Merkh, der Bruderhaus-Chronistin, als dass sie diesen „tiefsten Riss“ in einer inhaltlichen Auseinandersetzung für das Bruderhaus nutzbar machen könnte. Für sie steht bei der 1879 beginnenden Stoffsammlung für ihre Chronik „Einige Züge aus der Geschichte des Bruderhauses“, fest: Beide Fenchels sind Abtrünnige. Wer so dem „Vater“ und dem Bruderhaus von der Fahne geht, gehört nicht zu dessen konstitutiven und definitorischen Elementen, vollends nicht in die heiligen Reihen der „Ahnengalerie“. Ihre Selektion ist offensichtlich längen-, breiten- und tiefenwirksam genug, um von den Biografen Gustav Werners Paul Wurster und Gotthold Kneile wie von ihrer Schwester Lotte übernommen zu werden. Auch Paul Krauss macht nur eine unbedeutende Ausnahme<sup>119</sup>. Damit ist die Kanonisierung der „Aussparung“ gesichert.

Im Übrigen gehört dieser Umgang mit Grundsatzproblemen zu den charakteristischen Zügen des Bruderhauses – von Anfang an: Unter „Vater Werners“ Autorität kann keine Diskussions-, Klärungs- oder Moderationskultur aufkommen.

Darüber hinaus ist dieser Umgang mit den Fenchels tief im Gedächtnis der Chronistin angelegt: Schon beim Eintritt der Familie in die Hausgenossenschaft erbt Ferdinand Fenchel von Nane Merkh das Reutlinger Strickwarengeschäft und wird so zu ihrem Konkurrenten um die Gunst des „Vaters“. Nach seiner Rückkehr aus Freudenstadt (1870) wird er dem Nane Merkh und den Hausgenossen eher fremden „Fabrikflügel“ zugerechnet.

Die Künstlichkeit ihres aussparenden Verschweigens wird vollends an einem exemplarischen Detail ihrer Darstellung deutlich: Bei der Vorbereitung der gerichtlichen Vermögensuntersuchung und beim Krisenmanagement der Jahre 1861ff finden „der Vater“ und der

<sup>118</sup> Zu Ferdinand Fenchels Tätigkeit bei der MGH vgl. Werner Willhaus: Maschinenbaugesellschaft Heilbronn (MGH), Freiburg, 2. Aufl. 2000, bes. 15ff; 43; 68ff. Brief an die Nichte Elise, 4.8.1908, StaRT 010/26, 2f, darin das Zitat Joh 15,9

<sup>119</sup> Vgl. Nane Merkh, Einige Züge 74ff. Vgl. weiter Paul Wurster, Gustav Werner (188), Gotthold Kneile: Gustav Werner und sein Werk, Stuttgart, 1909; Lotte Merkh, Vater Werner (1909); Paul Krauss, Gustav Werner (1959; erst in ders.: Gustav Werner und seine Hausgenossen, Metzgingen 1977 72 gönnt er Ferdinand Fenchels Rolle einige kurze distanzierte Bemerkungen (vgl. 82; 87).

Hausgenosse Jakob Härten Erwähnung, Ferdinand Fenchel, der die Hauptverantwortung übernommen hatte, bleibt unerwähnt. Und alle weitere Historiografie schließt sich an:

Paul Wursters Gustav-Werner-Biografie übernimmt Ferdinand Fenchels Bemühung um die Auflistung von Vermögen und Schulden, ihn selbst lässt sie unerwähnt. Paul Krauss tritt als einziger aus dieser Phalanx des Verschweigens heraus und weist auf die Verdienste Fenchels bei der Überwindung der Werkskrise 1861ff hin, legt sich aber bei dessen Ausscheiden aus dem Bruderhaus auf Investitionsprobleme als einzige Begründung fest. Lotte Merkh räumt in ihrem Buch zu „Vaters“ 100. Geburtstag den Fenchels nicht einmal mehr ein Plätzchen für auswärtige Freunde ein.

Nun will ja die dieser Traditionsbildung das Maß gebende Nane Merkh nicht leistungsgerechte Plätze in der Bruderhausgeschichte vergeben, sondern für alle Zeiten festschreiben, was nach „Vaters“ Willen „Bruderhaus“ ist und für alle Zeiten zu bleiben hat: Eine Verbindung von Reich-Gottes-Hoffnung und „Haus Werner“ mit der „Hausgenossenschaft“ als personellem Trägergerüst. Und dazu hat Gott die Geringen erwählt, um so der Welt seine Liebe zuzuleiten. So allein geht „Rettungshaus“. Und die Fabrikversuche haben sich dem ein für allemal unterzuordnen.

Verklärung der Gründungszeit hin oder her – die letzte Tiefe dieses Risses zum „System Werner“ ist erst erreicht, wo „Vaters“ Gottunmittelbarkeit und damit seine Unanfechtbarkeit als Prophet und Lehrer und wo die Theogonie der Hausgenossenschaft in Frage gestellt werden. Wer da auch nur Korrekturen oder Reformen anmahnt und wer sich gar durch Austritt offen davon distanziert, der kann nicht mehr dazu gehören, vielmehr: der kann nie recht dazu gehört haben!

Ausschluss aus der Traditionsbildung des Bruderhauses – das ist die stärkste Sanktion im Repertoire des Bruderhauses, viel härter als einst „Vaters“ tadelnder Nachruf auf die verdiente jung verstorbene Hausgenossin Sophie Schöller. Hatte dieser nur den Binnenbereich des Bruderhauses im Blick gehabt, so wirkt Nane Merkhs Tilgung aus dem Gedächtnis nach „drinnen“ und nach „draußen“, und das gleich nachhaltig - bis heute!

## VII. Diakonische Existenz an einer Schnittstelle

Zwei Jahrzehnte lang haben Ferdinand und Sophie Fenchel – oft an Schnittstellen des Werks – Bruderhaus-Entwicklung mit gestaltet. In dieser Zeit ist aus einem kleinen durch Subsistenzwirtschaft und Spenden unterhaltenen Werk mit ersten „Tochteranstalten“ und einem ersten Fabrikversuch ein diversifiziertes diakonisches Großunternehmen mit hohem Kapitalbedarf geworden. Aus der hochgesteckten Reich-Gottes-Hoffnung – realisiert in einem „ganzen Haus“ mit einem „Vater“ und einer Großfamilie als diakonischer Gemeinschaft – ist ein System aus Rechtgläubigkeit, Zwängen und Tabus geworden; aus einer – ohne monetäre

Entlohnung arbeitenden – diakonischen Gemeinschaft ist eine aus Hausgenossen und Lohnarbeitern gemischte Mitarbeiterschaft geworden.

Wie aber hat die Hoffnungsgrundlage, wie das „Vater“-Haus und wie das Gesamtwerk auf diese motivativen, organisatorischen und strukturellen Herausforderungen reagiert? Aus nicht bearbeiteten Spannungen sind im Motivations- wie im ökonomischen und strukturellen Bereich unerkannte Soll-Bruchstellen entstanden. Ist das Ausscheiden der Fenchels außer einem Protest und einem Hilferuf auch eine letzte Treue zu den Hoffnungsgrundlagen des Werks, verbunden mit der dringenden Mahnung, aus den Binnenstrukturen auszubrechen und den Weiterentwicklungsbedarf zu erkennen?

### 1. Die Hoffnungsgrundlage als Systemfrage

„Dass dem Reich Gottes Bahn gebrochen... und die Gesetze desselben in das Gesamtleben der Menschheit eingeführt werden“, dass genau dies in seinem „Haus“ und durch seine Hausgenossen im Modell realisiert werden soll, von diesem seinem eschatologisch-heilsgeschichtlichen Grundsatzprogramm ist Gustav Werner auch 1877 keinen Fuß breit gewichen.

1877 ist Gustav Werner zwar „Vater“, aber nicht mehr Eigentümer, sondern Pächter der Anstalten und Fabriken. Als die Zeichen der Christusherrschaft sich im Werk einfach nicht einstellen wollen, sind dem Theologen die Augen verschlossen vor dem Systemkonflikt einer theokratischen Realisierung der Gottesherrschaft durch Diakonie. Seine einzige Antwort auf die „Verzögerungseffekte“ fasst lediglich das moralische Ungenügen der Seinen ins Auge. Das Grundsatzproblem präsentischer Eschatologie ist dabei zum Problem von Frömmigkeit und Moral verflacht.

Dies wird für Ferdinand Fenchel zur *Grundsatzfrage* in seinem Diakonikerleben: Ist Gustav Werners präsentische Eschatologie leistungsfähig genug, um auch die organisatorischen, ökonomischen und personellen Gesetze eines Industriebetriebs zu bestimmen? Als Kaufmann ermisst er auch die volle Tragweite der ökonomischen Notwendigkeiten. Und als der „Vater“ – der Pächter und Betriebsträger der Fabriken – dem Spagat zwischen Eschatologie und Ökonomie nicht gewachsen ist, kommt er zu der Entscheidung: Das Reich Gottes lässt sich nicht durch Investitionen ins Industriezeitalter hinein zwingen. Die Mittel der Industrie und die Mittel des Reiches Gottes sind zu unterscheiden.

## 2. ...als Strukturfrage

Längst hat sich ohnehin das Auseinanderdriften von Rettungshaus- und Fabrikflügel als unumkehrbare Entwicklung auf Werk und Hausgenossenschaft gelegt. Das führt zu Spannungen und Kollisionen zwischen ohne Lohn arbeitenden Hausgenossen und Lohnarbeitern; zu Spannungen um Außenbeziehungen und Binnenstrukturen, um Rechtgläubigkeiten und Erfordernisse eines diakonischen Großbetriebs; um „Vater“-Haus, Einflussbereiche und notwendige Führungsstrukturen. Auch dem Ausbildungs- und Professionalitätsrückstand – besonders im Rettungshausbereich – steht die alte Rettungshausmentalität im Wege. Mit anderen Worten: Das Bruderhaus ist zum diakonischen Unternehmen, das „ganze Haus“ aber ist dabei angesichts der Diversifizierung der Arbeitsbereiche und der Standorte zur Fiktion geworden.

In diesem Kontext lassen sich die Probleme der Glaubensperspektive und der diakonischen Motivation, der Personalstruktur, der Verfassung und der Organisation wie der Finanzierung eben nicht mit einem eindimensionalen, in sich geschlossenen heilsgeschichtlich-ekklesiologischen – dazu harmonistischen! - Grundkonzept lösen.

## 3. Ein „tiefer Riss“ - zwei Seiten

Ferdinand Fenchel dürfte wohl der einzige Hausgenosse sein, der die ganze Tragweite aller dieser Spannungen annähernd ermessen kann. Der Spagat, den ihm seine Stellung im Werk aufzwingt, und der gegebene Anlass machen die schmerzliche Trennung geradezu unvermeidbar. Nicht zufällig ist der letzte Anlass ein Finanzierungsproblem, bei dem der Kaufmann in seiner finanziellen Kernkompetenz betroffen ist.

Wird er nun durch die Trennung zum Symptomträger oder zum Opfer der ungelösten Spannungen des „Systems Werner“ insgesamt oder beides? Sein Ausscheiden jedenfalls ist Indikator und Warnzeichen zugleich. In seinem neuen Wirkungsfeld wird ihm der Spagat erspart bleiben.

Auf der anderen Seite aber, repräsentiert durch die Chronistin Nane Merkh, ist der Prozess der traditionsbildenden Sammlung von Erinnerungen im „Haus“ in vollem Gang. Die Graswurzeldiakonie der ersten dreieinhalb Jahrzehnte mit allen ihren Kraftakten und Rückschlägen wird in die Gegenwart zurück geholt und dabei zugleich zum Maßstab für die weitere Werksentwicklung erklärt – eine Entscheidung von allergrößter Tragweite. Das Werk wird festgelegt auf:

- Eine nicht mit der Werksrealität weiter entwickelten Reich-Gottes-Hoffnung,
- ein Rettungshaus, das bedürftigen Menschen Heimat gibt und

- das personelle Trägergerüst einer diakonischen Gemeinschaft mit der „Vater“- und Werkstreue als einziger Schlüsselqualifikation.

Mit anderen Worten: Ein diversifiziertes und durch die „Stiftungsurkunde“ 1881 klar strukturiertes Diakoniewerk wird durch Traditionsbildung festgelegt auf einen Anachronismus. Die Tragweite dieser Entscheidung für die Entwicklung des Werks wird sich in den bevorstehenden Konflikten zwischen „Vaters“ Tod (1887) und 1910/11, dem Jahr der großen Veränderungen, präzisieren und entfalten. Dass Familie Fenchel keinen Anteil am geistlichen Erbe von „Vater Werner“ und seines Bruderhauses hat, ergibt sich aus diesen Entscheidungen von selbst.

#### 4. Diakoniewerk am Scheideweg

So lässt die Familie Fenchel das Bruderhaus zurück. Die Fortsetzung der mit ihrem Ausscheiden virulent gewordenen Fragen nach der Aktualisierung der Hoffnungs- und Motivationsgrundlage und nach einem tragfähigen Bestand an Organisations- und Ordnungselementen konnten in der Darstellung nur angedeutet werden. Beide Fragenkomplexe aber wirken in die Entwicklungen der folgenden Jahre hinein:

Ab 1879 macht Gustav Werner, der inzwischen Mehrheitsaktionär ist, die Hausgenossen mit dem Plan zur Umwandlung des Werks in eine Stiftung bürgerlichen Rechts bekannt.

Bereits 1881 erscheint mit Nane Merks BÜchlein „Einige Züge aus der Geschichte des Bruderhauses“, die kanonisierte Form ihrer Traditionsbildung im Druck.

Wird irgendjemand im Bruderhaus in der Lage sein, die mit diesen Entwicklungen offen zu Tage liegenden Fragestellungen in ihrer Grundsätzlichkeit zu erkennen und sie zusammen zu führen zu der Überlebensfrage: „Hat das Werk in dieser Form noch Zukunft? Was muss wo und wie verändert werden?“

Ferdinand Fenchel ist ausgeschieden, wohl auch, weil er im Werk mit all seinen Tabus weder Verständnis noch einen Ansprechpartner gefunden hat. „Vater Werner“ fehlt sicher sowohl die Kraft als auch die Fähigkeit zur Außensicht. So sorgt er nur dafür, dass die „Stiftungsurkunde“ 1881 unterschriftsreif wird. Für Nane Merkh reduziert sich die Fragestellung weitgehend auf die Zukunft der Hausgenossenschaft und deren Einfluss im Gesamtwerk.

Die beiden großen Fragenkomplexe des „Vater“-Hauses bilden sich – besonders auch in der Zeit nach Gustav Werners Tod bis zu Beginn des 1. Weltkriegs – in den folgenden Fragenkreisen ab:

- Wie kann die Reich-Gottes-Hoffnung als geistlich-sozialethische Grundlage in die Statuten einer Stiftung bürgerlichen Rechts eingehen und in deren Ordnungen und Strukturen wirksam werden?

- Wie kann sich ein geordneter Übergang von der charismatischen Führung durch einen Über-Vater zu einer im gesamten Werk anerkannten Verteilung von Entscheidungskompetenzen vollziehen?
- Wie können die verschiedenen Teile des Werks (der Rettungshaus- und der Fabrikflügel und die Hausgenossenschaft) in ein konstruktives Verhältnis zu einander treten und gemeinsam die Zukunft des Werks tragen?
- Wie lassen sich die Gerechtigkeitsprobleme gegenüber den verschiedenen Gruppen von Mitarbeitern ohne Dauerkonflikte und ohne die angestammten Tabus und Moralismen lösen?
- Wie können die Binnenstrukturen der „großen Zeit“ der Hausgenossenschaft die allen Segmenten des Werks angemessene Außenorientierung annehmen, sodass sich nach innen und nach außen ein einheitliches Erscheinungsbild ergibt?

Ferdinand Fenchels Vermächtnis an das Bruderhaus sind eben diese Fragen, zu denen er mit seinem Ausscheiden den Anstoß gegeben hat. „Vater Werners“ Stiftungsurkunde wird ein so weitmaschiges Organisationsmodell schaffen, dass sich die alten Fragen an jedem einzelnen Konfliktfall neu abbilden werden. Und Nane Mercks Traditionsbildung wird das Bruderhaus auf die Strukturelemente der Gründungszeit festlegen. Die Zukunft des Diakoniewerks aber wird – zumal bei der gegebenen Vielfalt – eine Organisationsentwicklung erfordern, die verschiedenen auch unter einander konkurrierenden Systemansätzen genügend Raum gibt.